

# Metallarbeiter-Zeitung

## Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig  
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.,  
Berlin S. 14 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6804

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer  
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Adeltstraße 16  
Fernsprecher S. 21 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag  
Eingetragen in die Reichspostgesetzliste  
Schriftsätze ohne Freiumschlag werden nicht zurückgeschickt

### Von den Fesseln befreit

F. K. Die letzten Märztag hat es in Deutschland Tränen in Menge gegeben. Viele linksbürgerliche Tränen. Sie galten dem Hinscheiden der Koalitionsregierung. Und zwischen den dicken schlagenden Tropfen glückten bittere Vorwürfe und biederer Unterweisungen hindurch, was beides der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion galt. Ihr wurde vorgeworfen, sie sei aus Furcht vor der Verantwortung aus der politischen Gemeinschaft mit den bürgerlichen Parteien geflüchtet, sie habe um ein lumpiges Viertel eines Prozents eine unabsehbare Krise heraufbeschworen, so, um einen richtigen Quark habe sie die schöne Machtposition in den Wind geschlagen. Zu einer so bodenlos leichtsinnigen Handlung komme es eben, wenn man nicht politisch, sondern gewerkschaftlich denke und sich anstatt von klugen, staatsmännlichen Köpfen von Spezialisten führen lasse. Deren Wortführer, der halstarrige Arbeitsminister Wissell, habe die Ablehnung der Kompromißformel durchgesetzt und damit das Kabinett gesprengt. Wissell also Regierungsprenger! Was man doch mit dieser Koalitionsregierung alles erleben mußte!

Wollte man das für bore Münze nehmen, dann hätte die sozialdemokratische Fraktion es sich ganz allein zuschreiben, daß sie nicht mehr glücklicher Partner der trauten politischen Gemeinschaft und die Machtposition verloren gegangen ist. Das mag dem Kleinbürgerlichen Verstand tatsächlich so scheinen. Doch wer die wirklichen Triebkräfte des politischen Lebens und Geschehens einigermaßen kennt, weiß, daß sich die Sache ein wenig anders verhält.

Für die bürgerlichen Parteien war die Uhr der Koalitionsregierung mit der Annahme des Young-Planes abgelaufen (für die Sozialdemokratie, so muß es einem denken, schon früher). Nachdem der Wöhr wieder einmal seine Schuldigkeit getan hatte, konnte er wieder einmal gehen, denn die bürgerlichen Parteien mühten jetzt ihre Schuldigkeit gegen den Kapitalismus gründlicher tun, wobei Sozialdemokraten natürlich hinderlich sind.

Es spricht vieles dafür, daß Zentrum und Volkspartei mit gleichem Eifer die Vorbereitung der neuen Rechtskoalition betrieben haben. Angesichts des unbändigen Dranges nach einer sozialistischeren Koalition ist die unmittelbare Ursache des Regierungsbruchs nebenächlich. Wenn es nicht diese heute, wäre es jense morgen gewesen, und daran hätte alle sozialistische Staatskunst nicht das geringste zu ändern vermocht. Der Bruch kann daher nicht wundernehmen, wenn es da etwas zu wundern gibt, dann, daß er nicht schon eher eingetreten ist.

Diese Koalition ist vom ersten Tage an ein kränkliches Gebilde gewesen und die Totenwölge haben sie unausgesetzt umkreist. Daß sie sich bei aller Gebrechlichkeit 21 Monate durchschleppen konnte, ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die Sozialdemokraten in den Kabinettszimmern vorsichtig, gedämpften Schritten auftraten. Hätten sie Nägel auf den Stiefeln gehabt, der Lebensboden der Kranken hätte bald vollends ausgefressen.

Die Koalition ist an der Arbeitslosenverflechtung herendert. Gegen einen von der Regierung stammenden Vorschlag lief die Volkspartei Sturm. Durch eine zentriert-demokratische Formel sollte die Regelung des Streites, das ist die Deckung des Fehlbetrages der Arbeitslosenversicherung, betragt werden. Die Formel ließ drei Möglichkeiten zu: Erhöhung der Beiträge, neue Steuern oder Abbau der Leistungen.

Gegen die Beitragserhöhung stemmt sich längst schon die politische Agentur der Großindustrie, die Volkspartei, mit aller Kraft, an neue Steuern konnte unter keinen Umständen gedacht werden von einer Regierung, die sich schon auf eine Steuererminderung von 600 Millionen Mark festgelegt hat. So wäre nichts als der Abbau der Unterstützung der Arbeitslosen geblieben. Den arbeitslosen Menschen von ihren paar Brotkrumen noch ein paar mehr stehlen, ist eine solche Ungehörlichkeit, daß sie nur mit einem glatten Nein beantwortet werden kann. Dies latein, wie berichtet wird, vor allem die Gewerkschafter der sozialdemokratischen Fraktion mit dem Arbeitsminister Wissell an der Spitze. Verständlich genug. Der Gewerkschafter kennt die gedrückte Lage der Arbeiter und die fürchterliche Hungerkur der Arbeitslosen aus dem täglichen Lehr. Er weiß, daß die neuen Massensteuern und Zölle, die von dieser Koalition bewilligt wurden, sich in harten Lohnkämpfen auswirken werden, ohne irgendwelche Sicherheit für das Gelingen des Ausgleichs zu haben. Die Gewerkschafter sind durch ihr enges Verbundenheit mit dem Leben, wo um Pfennige gestritten ur, gefittet werden muß, gegen den parlamentarischen Kritizismus gefeit. Die Gewerkschafter wissen aus tagtäglichem Augenblick, wie schlimm sich eine weitere Belastung der Arbeiter oder die Verminderung der sozialpolitischen Leistungen sozial, gesundheitlich und wirtschaftlich auswirkt. Was Wunder, daß sie die unheilberühende Formel glatt ablehnen. Denn Unterfangen, die überbelasteten proletarischen Schichten noch stärker mit Steuern und Abgaben zu belasten, hätte in der Regierung und im Reichstag viel nachdrücklicher widerstanden werden müssen. Gewiß sind auch die unteren Schichten, wie sie genug am bewiesen haben, zu Opfern für die Allgemeinheit bereit, aber zunächst müssen einmal die Kräfte, die sich Führer nennen und immer vorn sein wollen, auch beim Zahlen und Opferbringen vorangehen.

Es ist allerdings nicht zu bestreiten, daß auch andere Volksschichten zurzeit nicht zum besten gebettet sind. Viele Handwerker, Kaufleute, Landwirte und Industrielle leiden gleichfalls. Allein, was will deren Not belagen im Vergleich zu der der Arbeiterchaft? Dieser würde die Notlage jener Schichten wie ein richtiges Sonntagsgelächter vorkommen. Jedenfalls haben selbst die wirklich notleidenden Landwirte, Industriellen und Kaufleute wenigstens ein Stück Fleisch im Kochtopf, was bei

Millionen Arbeitern heute nicht der Fall ist. Warum nun ausgerechnet bei den allerärmsten Leuten, bei den Erwerbslosen immer angefangen werden soll, wenns aus Sparen geht, das vermag kein Vernünftiger einzusehen.

Aber die menschliche Vernunft wird bei der politisch und wirtschaftlich ausschlaggebenden Schicht durch die Profitgier gedrückt. Auf diese Schicht, auf die Schwerindustrie mit dem Agrarierum, wirkt die Sozialversicherung, vor allem aber die Arbeitslosenversicherung, wie das rote Tuch. Ihre höllische Wut gegen diese Einrichtung zugunsten der Ärmsten heißt sie zu neuen Schlägen ausholen. Bald wird der Streit um die Arbeitslosenversicherung wiederum auf der Tagesordnung des Reichstages stehen. Die Koalitionspartner der Schwerindustrie werden nächstens eine neue Feuerprobe ihrer sozialen Gesinnung abzuliegen haben. Was daraus spritzen muß, könnte man heute schon ohne Prophezeiung voraussagen. Was auch geschehen oder von den Koalitionspartnern gedreht werden möge, das grimmige Gesicht des Arbeitslosen wird ihnen stets gegenwärtig sein, seine knochige Hand wird sich immer durch die Tür der Kabinetts-

zimmer reden, er wird den politischen Parteien noch viel mehr als bisher zu schaffen machen und den Regierungen wie der ganzen kapitalistischen Ordnung noch gefährlicher werden. Dies keineswegs bloß in Deutschland. Die Arbeitslosigkeit ist das Problem der Probleme. Alle Regierungen müssen sich mit ihm ab - umsonst!

Bei den nun sich entspinneenden, großen Kämpfen um den geldlichen Ausgleich für die unerhörte Belastung durch Steuern und Zölle, bei den Lohnkämpfen wird es leicht offenkundig werden, wem die Schwälerei des proletarischen Realinkommens zu verdanken ist. Es wird einen frisch-fröhlichen Kampf auf der ganzen Linie geben. In Widerhall aus allen Industriezweigen wird es nicht fehlen. In den bürgerlichen Parteien stehen noch starke Haufen Proletarier, die zu gewinnen sind. Das Abstreifen der Fesseln einer unheiligen Allianz kann der Anziehungskraft und der Schlagkraft der freien Gewerkschaftsbewegung nur förderlich sein. Je mehr diese zunimmt, desto gründlicher wird dem reaktionären Heerbann die Möglichkeit verfallen, mit den Lebensnotwendigkeiten der Arbeiterklasse Schindluder zu treiben.

Die neue Koalition will ein ganz wildes reaktionäres Tänzchen wagen - wir werden ihr schon aufpassen. Denn die Arbeiterklasse kann nicht noch weiter verkümmern, sondern muß leben, stark bleiben, noch stärker werden, um ihres Daseins, um des wirtschaftlichen Aufstiegs und um der Republik willen.

### Stahlwerk Becker

## Der faule Zauber wird ausgeschlachtet

Die Tagespresse bringt auffällig die Mitteilung, daß die endgültige Stilllegung des Stahlwerks Becker in Billig bei Krefeld beschlossen worden sei. Der Aufsicht der Mitteilung läßt darauf schließen, daß der Einbruch erneut werden soll, der Beschluß sei erst gefaßt worden, nachdem zwei der Tarifparteien, der Deutsche Metallarbeiter-Verband und der Hirsch-Dundersche Gewerksverein es abgelehnt haben, freiwillig einer Lohnkürzung von 15 bis 20 Prozent zustimmen. Das ist natürlich ganz falsch.

Das Werk wurde einzig und allein zu dem Zweck von dem Konjunkturrat erworben, um es stillzulegen. Der Ankauf geschah, um der hinter dem Konjunkturrat stehenden Industriellengruppe, dem Stahlverein, eine Erhöhung ihres Produktionsanteils zu gewährleisten, was einer besseren Ausnutzung seiner Betriebe gleichkommt. Welch gewaltigen Vorteil dies bedeutet, geht daraus hervor, daß das Konjunkturum den doppelten Kaufpreis gewährt hat. Statt etwa 12 Millionen sind 25 Millionen gezahlt worden. Ein Werk, das finanziell derart überbelastet ist, wäre nicht lebensfähig gewesen, selbst wenn die Belegschaft um die Hälfte des alten Lohnes gekürzt hätte.

Trotz dieser klaren Tatsache hat der Angestelltenrat des Werkes das Angebot, um 15 bis 20 Prozent zu kürzen, gemacht und die Direktion hat fröhlich und frei die Absicht geäußert, sie wolle das Angebot annehmen, wenn... Wenn die Kontrahenten des Tarifvertrags, die Gewerkschaften, ausdrücklich damit einverstanden seien. Diese Bedingung sei, wie berichtet wird, gar nicht nötig gewesen, weil eine Kürzung der Verdienste um 15 bis 20 Prozent tarifmäßigen Sätze gar nicht berührt. Warum Nummerierte sich trotzdem die doch sonst nicht schüchternen Direktion an eine bloße Formalität und stellte ausdrücklich die Bedingung? Die Antwort ist ziemlich einfach: nahmen die Gewerkschaften an, dann hätten sie selbst in unbestreitbarer Weise einen Präzedenzfall für Lohnkürzung geschaffen, der dem Unternehmen wertvoll für künftigen Lohnverhandlungen goldige Dienste leisten sollte - lehten die Gewerkschaften aber ab - was das wirtschaftlichste war - dann konnte auf sie die Schuld für die Stilllegung des Becker'schen Werkes abgewälzt werden und die Schwerindustriellen konnten die Einordnung der zwei bis dreitausend erwerbslosen Menschen auf die Gewerkschaften hegen.

Obgleich also die Stilllegung des Stahlwerkes längst fest beschlossene Sache war, wurde der faule Zauber mit dem Angebot des Angestelltenrates getrieben. Ob die Gewerkschaften so oder so entschieden hätten, die Belegschaft des Werkes wäre auf jeden Fall entlassen und brokos geworden. Die Gewerkschaften, die es ernst mit der Arbeiterchaft meinen, haben auf die Heuchelei der Direktion

die gebührende Antwort erteilt: sie haben die Zustimmung zu einer Lohnkürzung von 15 bis 20 Prozent abgelehnt.

Was darauf folgen werde, haben wir hier die letzte Woche schon vorausgesagt: die schwerindustrielle Presse werde das Endergebnis des faulen Zaubers von Billig nach Dergenslaut gegen die Gewerkschaften ausschachten, das heißt die Schuld für die Brotlosmachung der Becker'schen Belegschaft ausgeben. Wir deuteten sogar den Wortlaut an, in dem die schwerindustrielle Presse dies tun werde. Wie richtig wir mit unserer Prophezeiung hatten, läßt sich in der *„Kriegs- und Weltzeitung“* vom 8. April nachlesen. Dort wird unter der Überschrift: *„Die Angst vor dem Präzedenzfall, die Jesuiten wie folgt geübt“*:

„Das Stahlwerk Becker wird trotz besten Willens aller Beteiligten seine Tore schließen. Und 2000 bis 3000 Arbeiter werden in die trostlose Verbanung der Arbeitslosigkeit gehen müssen. Und das alles, weil zwei gewerkschaftliche Verbände... sich den Erfordernissen der örtlichen Lage verweigerten... Niemals aber ist eine Stilllegung mehr dazu angetan gewesen, in den Herzen der davon betroffenen Arbeiter und Angestellten Grimm und Verbitterung zu erzeugen, als die Stilllegung des Stahlwerks Becker, die gegen den klaren Willen von Betriebsleitung und Betriebsbelegschaft durch freigewerkschaftlichen Größenwahn erzwungen wurde.“

An diesem Präzedenzfall ist zu erkennen, wie skrupellos die schwerindustrielle Presse die klarsten Tatsachen umflut. Sie wird dafür bezahlt. Sie muß den faulen Zauber von Billig gehörig für ihre Brotgeber ausschachten, weil diese Vorwände brauchen für die Brotlosmachung von Arbeitern und für die geplante Lohnquetscherei.

Wir begrüßen es lebhaft, daß der Deutsche Metallarbeiter-Verband und der Hirsch-Dundersche in Billig nicht den gerissenen Arbeiterfreunden auf den Leim getreten sind. Sie haben sich ein hohes Verdienst für die deutsche Arbeiterchaft im allgemeinen wie für die Belegschaft des Stahlwerks Becker im besonderen erworben. Deren Brotlosmachung haben natürlich die beiden Gewerkschaften nicht zu verhindern vermocht, weil sie längst und endgültig vom dem Stahlverein beschloffen worden war und für diese Möglichkeit 25 Millionen gezahlt hat. Und die beiden Metallarbeiterverbände haben durch ihr ebenso weitläufiges wie entschlossenes Verhalten zu ihrem Teil dazu beigetragen, daß aus dem faulen Zauber von Billig dem Unternehmen nicht Kraft für eine landweite Lohnquetscherei quillt. Denn dies war der Zweck der schmierigen Übung. Das haben die beiden Gewerkschaften, der Deutsche Metallarbeiter-Verband und der Hirsch-Dundersche bewirkt. Dies sei dankend anerkannt.

## „Reform“ der Krankenversicherung

### An den kranken Arbeitern will sich die „Wirtschaft“ gelund machen

Es gibt Zeiten und Gelegenheiten, wo es sehr schwer fällt, ruhige Nerven zu bewahren. Wir wissen es und haben an dieser Stelle schon oft nachgewiesen, daß und warum das Kapital heutzutage auf immer schärfere Ausbeutung der Arbeitskraft aus ist. Wir wundern uns deshalb keinen Augenblick darüber, daß immer neue Angriffe auf den Arbeitslohn, auf die Lebenshaltung der arbeitenden Klasse erfolgen. Kraft unserer Kenntnis der wirtschaftlichen Zusammenhänge konnten wir nichts anderes erwarten. Aber warum richten sich die Angriffe gerade auf die Ärmsten der Armen? Warum gerade auf diejenigen, die Hilfe und Mitleid am nötigsten brauchen? Und warum werden sie mit so verlogenen Redensarten begründet? Sagt doch gerade heraus, daß ihr die Lage der gesamten Arbeiterklasse verschlechtert, herunterdrücken wollt, um euren geheiligten Kapitalismus - das heißt euer eigenes Wohlleben - zu hüten und zu schützen. Warum statt dessen dieses schneidende Gerede vom „allgemeinen Wohl“, ja vom Nutzen für die Arbeiterklasse selbst? Warum es stützen mit Gründen, an die ihr unmöglich selbst glauben könnt.

Zuerst hatte man die Arbeitslosen aufs Korn genommen, jetzt kommen die Kranken dran. Die Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände hat eine Denkschrift herausgelassen mit Vorschlägen zur „Reform“ (das heißt wörtlich „Verbesserung“) der Krankenversicherung. Wie die „Verbesserung“ aussieht? Natürlich so, daß die kranken Arbeiter weniger kriegen,

dafür aber mehr bezahlen sollen! Die Kleinigkeit von 500 Millionen Mark jährlich soll „erspart“ werden! Ausgerechnet aus den Knochen der kranken Arbeiter! Ist das schon an sich eine echt kapitalistische Brutalität - ein Millionärsöhnchen, wenn es krank wird, bekommt sicher mehr an Pflege und Wartung als zehn kranke Arbeiter; aber da denkt kein Mensch ans Sparen, auch wenn es die überflüssigste Drohne ist - fast noch aufreizender wirkt die Begründung.

Folgendermaßen sieht der Speisezettel aus: für Sonn- und Feiertage soll kein Krankengeld mehr bezahlt werden; der höchste

### Aus dem Inhalt

Von den Fesseln befreit - Der faule Zauber wird ausgeschlachtet - „Reform“ der Krankenversicherung	113
Die Nordwestgruppe bereitet das Feld - Arbeitslosigkeit in Amerika und England	114
Schwimmende Fabriken - Die Feuerverbleiung - Wirtschaftliche und rationelle Verwendung der elektrischen Glühlampe	115
Neuzeitliche Erziehung des Kleinkindes - Erkenntnis - Auktion	116
Das Hans der Schmerzen - Physiologie der Arbeit - Leipziger Messe und Unfallverhütung - Gottorgens Sozialpolitik	117
Sprachverhinderung durch die Bürokratie - Stahlwerk Becker - Georg Reichel 60 Jahre alt - Jubilare	118
Lastenausgleich in der Sozialversicherung - Wir „Reformisten“	119





# Technik und Werkstatt



## Schwimmende Fabriken

Walölfabriken auf hoher See — Bromgewinnung aus Meerwasser —  
Maschinelle Fischverarbeitung an Bord

Von Ernst Trebesius

Bereits im 10. Jahrhundert fuhren Kühne norwegische Fischer auf schwanken Booten zum Walfang aus. Die mühsam und unter größter Lebensgefahr erlegten Meeresriesen wurden ins flache Uferwasser geschleppt und dort zerlegt, um Fleisch und Speck zu Genußzwecken, den Tran als Leuchtmaterial zu gewinnen. Große Teile des Tierkörpers wurden als unverwertbar dem Meere zurückgegeben. Im Laufe der seither verflorenen Jahrhunderte wurden die Wale durch den rücksichtslosen Raubbau freilich immer mehr von den Küsten verschucht. Man mußte ihnen aufs offene Meer folgen. An Stelle der Boote traten immer größere seetüchtige Fangschiffe, die die erlegten Wale den Landstationen zur Verarbeitung zuführten. Je weiter man den Tieren aufs Meer folgen mußte, um so größer wurden natürlich auch die Rückwege mit den Tieren im Schlepptau. Der Gedanke lag nahe, die Fabrikanlagen für die Walverarbeitung ortsveränderlich, beweglich zu gestalten, um den Fangschiffen die langen Hin- und Rückwege zu ersparen. So entstanden die ersten Fabrikschiffe, die freilich mit den erlegten Walen zunächst auch noch in ruhiges Wasser gingen, sie dort zerlegten und die Teile an Bord holten.

Bel den neuesten Fabrikschiffen ist auch dies nicht mehr erforderlich. Die bei ihnen seitlich oder im Hinterschiff vorgesehene Schleppe ermöglicht es, die erlegten Wale selbst bei ungünstiger See mit Hilfe starker Winden an Deck zu ziehen und sie dort zu zerlegen. Gewöhnlich ziehen sechs Fangschiffe und ein Mutterschiff zum Fang aus. Das Mutterschiff verarbeitet ohne Unterlaß die erlegten Tiere, von denen bei den größten Fabrikschiffen bis zu drei Stück gleichzeitig an Bord genommen werden können. Meist wird die Walfangflotte noch von einem Transportschiff begleitet, das die Erzeugnisse des Mutterschiffes aufnimmt, damit dieses dauernd verarbeiten kann. Da in der Verarbeitung und Ausnutzung der Wale in den letzten Jahrzehnten ganz außerordentliche Fortschritte erzielt wurden, so ist heute die Ausbeute der Fänge fast restlos. Das Fleisch wird nur noch vereinzelt der direkten Ernährung zugeführt. Nach dem Entzuge des Öles wird es zu Mehl und Dünger verarbeitet. Der Veredlungsvorgang geht heute so weit, daß sogar die Knochen zersägt, entölt und zu Mehl zerkleinert werden. Die am Boden der Tranbottiche anhaftende Substanz, Walrat genannt, wird von den chemischen Fabriken zu Salben, Schminken und Pomaden verarbeitet. Kostbarer als bulgarisches Rosenöl ist das im Darm und der Harnblase mancher Wale vorhandene Amber, das von der kosmetischen Industrie bereits um die Jahrhundertwende mit 7000 Mark für 1 kg bezahlt wurde. Werden nun 6 bis 7 kg dieses geschätzten Materials bei einem einzigen Wal gefunden, wie es gar nicht so selten vorkommt, dann herrscht eitel Freude an Bord eines Mutterschiffes. Das Vorfinden einer Ambermenge, deren Erlös 470 000 Mark brachte, in einem bei Neuseeland gefangenen Wal stellt allerdings einen Glückstreffer dar, wie er wohl kaum wieder eintreten dürfte.

Dank der sehr weitgehenden Raffinierung des Walöls werden heute im Durchschnitt etwa 13 000 bis 15 000 Liter Öl aus jedem Wal gewonnen. Aus einem 1924 in der Walfischbucht (Südwestafrika) gefangenen Blauwal wurden sogar 61 000 Liter Öl gewonnen. Das Öl wird vorwiegend für die Margarine- und daneben zur Seifenbereitung verwendet. Das getrocknete Fleisch und die Knochen werden zu Fischmehl verarbeitet, wobei die Ausbeute etwa 4000 kg je Wal beträgt. Aus den Restbeständen wird Dünger bereitet. Der Bodensatz des Tranes ergibt Wagenschmiere. Was sonst noch vom Wal übrig bleibt, und es wird dank technischer Vervollkommnung der Verarbeitung immer weniger, kommt über Bord. Gesellen sich zur normalen Ausbeute eines Wales noch die Barten, die bei einigen Walarten vorhanden sind und oft auf jeder Mundseite bis 600 Stück erreichen und 5 Meter Länge aufweisen, dann können noch bis zu 1500 kg Fischbein gewonnen werden, die bereits vor einigen Jahrzehnten 4500 Mark brachten.

Die größte schwimmende Ölfabrik besitzt zurzeit Norwegen in dem Walfischölfabriksschiff Kosmos, das bei 183 Meter Länge und 25 Meter Breite 32 000 Tonnen Displacement aufweist, 22 000 Tonnen Zuladung aufzunehmen vermag und 350 Mann Besatzung hat.

Eine schwimmende Fabrik von ganz anderer Art stellt der Dampfer von 4000 Tonnen dar, der in Amerika umgebaut wurde und zur Gewinnung von Brom aus Meerwasser dienen soll. Das Meerwasser enthält auf 1000 Teile Wasser 6 Teile Brom. Da monatlich 45 000 kg Brom gewonnen werden, gilt es in jeder Minute rund 26,5 cbm Wasser zu verarbeiten. Die zur Durchführung des chemischen Prozesses erforderlichen Chemikalien werden in Tanks mitgeführt. Die Gewinnung des Broms geht in der Weise vor sich, daß das Meerwasser ununterbrochen durch ein System von Rohrleitungen und Mischkammern gedrückt wird. Die erforderlichen Chemikalien werden dem Meerwasser auf seinem Wege durch die Rohrleitungen und Mischkammern auf verschiedenen Stellen zugeführt. Das Verfahren beruht nämlich auf der Freisetzung des im Meerwasser enthaltenen Broms durch Chlor und dessen Bindung an Anilin als Tribromanilin. Durch die Beimengung der Chemikalien bilden

sich aus dem Brom des Meerwassers unlösliche Kristallnadeln. Nach der Umsetzung gelangt das behandelte Meerwasser zu Speichertanks und Filterpressen. In den Filterpressen bleiben die Kristallnadeln als ein Filterkuchen zurück. Der trockene Filterkuchen enthält schließlich rund 80 vH Tribromanilin. Die reinen Materialkosten belaufen sich je Kilogramm gewonnenen Broms auf 0,39 Dollar, wozu sich noch die sonstigen Betriebskosten für Löhne, Gehälter und Kraftbedarf, sowie die für die Verzinsung und Abschreibung des Anlagekapitals gesellen. Da die schwimmende chemische Fabrik erst kurze Zeit arbeitet, konnte sich eine genaue Berechnung der Gesamtgestehungskosten noch nicht aufstellen lassen.

Als schwimmende Fabriken sind auch die vor etwa Jahresfrist von einer hamburger Schiffswerft für die französische Neufundlandfischerei fertiggestellten zwei Fischdampfer zu bezeichnen, da sie mit einer großzügig ausgestatteten maschinellen Ausrüstung für die Verarbeitung der gefangenen Fische versehen wurden. Die 65 Meter langen und 10 Meter breiten Dampfer haben 1140 Registertonnen Raumgehalt und erreichen bei 850 PS Maschinenleistung 11 Knoten (rund 20 km) Geschwindigkeit. Die Fische werden auf den Dampfern in der Weise verarbeitet, daß die zur Bereitung von Klippfischen geeigneten Tiere sortiert, gereinigt und ausgeweidet werden. Das Köpfen und Entgräten wird mittels besonderer Maschinen vorgenommen, was für die Neufundlandfischerei einen großen Fortschritt bedeutet, da hier bisher alle Arbeiten von Hand verrichtet wurden.

Daß die Technik auch für die Fischverarbeitung Sondermaschinen schaffen konnte, muß überhaupt als eine ganz besondere Leistung angesehen werden. Gibt es doch so verschiedene Fischarten und verschiedene Größen, daß ihre maschinelle Verarbeitung nahezu als Unmöglichkeit bezeichnet werden mußte. Am einfachsten gestaltet sich noch das Bürsten der Heringe mit umlaufenden Bürsten, womit stündlich 60 Kisten Heringe gewaschen werden können. Weit schwieriger war die Konstruktion einer Fischköpf- und Ausweidemaschine, deren umlaufendes Wasser nach Art einer Brotschneidemaschine den Fischen die Köpfe abschneidet und gleichzeitig die Eingeweide entfernt, wobei die Leistung von 20 Stück in der Minute die Handarbeit vielfach übertrifft. Die sinnreichste Maschine auf diesem Gebiete stellt die Heringsentgrätmaschine dar, die in einer Stunde etwa 3000 Heringe entgrätet. Zunächst wird der Hering in dieser Maschine geköpft. Dann faßt ihn eine Klemme am Schwanz und zieht ihn aus der sternförmigen Köpfrichtung. Ein Messer schilzt ihm den Bauch auf; die Eingeweide werden herausgezogen und die Rückengräte entfernt. Umlaufende Bürsten und ein Wasserstrahl bürsten und spülen gleichzeitig allen Unrat fort.

Nur durch diese weitgehende Verwendung der Maschine ist es möglich, die Fischkonserven zu den heutigen Preisen herstellen zu können. Aus dem Beifang, den Köpfen und Gräten, die bisher in See geworfen wurden, wird in einer besonderen Anlage Fischmehl hergestellt. Ein Zerreibwolf zerkleinert die Abfälle, die darauf enteimt, in Trommeln getrocknet und schließlich in einer Kreuzschlagmühle auf die gewünschte Korngröße zerkleinert werden. Das in Säcken aufgefangene Mahlgut ergibt Viehfutter.

### Die Feuerverbleiung

Die Feuerverbleiung ist bekanntlich weit schwieriger als die Feuerverzinkung oder -verzinnung, denn das Eisen nimmt den Bleiüberzug schlecht an oder er blättert nach gewisser Zeit ab.

Zur Feuerverbleiung ist natürlich, wie bei jedem Metallisierungsverfahren, die Herstellung einer fett- und oxydfreien Metalloberfläche Grundbedingung. Zum Beizen von Eisenteilen, die verbleit werden sollen, verwendet man verdünnte Schwefel- oder Salzsäure von 10 bis 20 Grad Bé mit einem Sparbeizzusatz von 0,5 bis 1 vH. Zur Beschleunigung des Beizprozesses wird Anwärmung der Beize und Bewegung des Beizgutes angewandt. Nach dem Beizen in den Beizbädern werden die Gegenstände kurze Zeit in eine Chlorzinklösung gelegt, bestehend aus 15 Teilen Wasser, 15 Teilen Salzsäure, 1 Teil Chlorzink und 0,5 Teilen Salmiak, dann gut gespült und im Trockenofen getrocknet. Nach einem französischen Verfahren werden die gebeizten Gegenstände etwa 15 Minuten in eine auf 100 Grad Celsius erwärmte wässrige Lösung von Bleichlorid mit einem Zusatz von Essigsäure gelegt und dann ins Bleibad gebracht.

Die noch handwarmen Gegenstände werden von Hand oder mit einer mechanischen Eintauchvorrichtung in das Bleibad gebracht. Das Bleibad wird ebenfalls durch eine Schutzschicht, bestehend aus Chlorzinkammonium, Salmiak und Glycerin, vor Oxydation geschützt. Reines Blei ohne jeglichen Zusatz kann nicht als Schmelzbad verwendet werden, da es nicht auf dem Eisen haftet. Man verwendet hauptsächlich einen Zinnzusatz von 5 bis 15 vH oder eine Blei-Antimonlegierung von 5 vH Antimon. Der Zinnzusatz richtet sich nach den Ansprüchen, die an die Haltbarkeit gestellt werden, und sie ist besser, je höher der Zinngehalt ist. Auch ein Zusatz von 1 vH Kadmium und 0,5 vH Zink zum Bleibad hat sich sehr gut bewährt. Nach einem amerikanischen Patent sollen Eisengegenstände, die auf feuerflüssigem Wege verbleit werden, vorher mit einer Quecksilberschicht elektroplattiert und in folgendem Schmelzfluß eingetaucht werden, bestehend aus 91 vH Blei, 8 vH Antimon und 1 vH Zink. Auch finden Zusätze von 2 vH Zinn, 0,3 bis 0,03 vH Quecksilber oder 2 bis 3 vH Arsen und 0,3 bis 0,03 vH Quecksilber Verwendung. Diese Zusätze werden vorher in einen besonderen Tegel nach angegebenen Mengenverhältnissen gemischt und dann in das geschmolzene Metallbad eingebracht. Die Badtemperaturen bewegen sich je nach der vorhandenen Legierung und dem Einsatz zwischen 320 bis 360 Grad Celsius und soll diese nicht wesent-

lich über den Schmelzpunkt gesteigert werden. Das Eintauchen der Gegenstände muß langsam und gleichmäßig erfolgen, und sie werden, nachdem sie mit dem Bleibad ins thermische Gleichgewicht gekommen, herausgeholt. Die Dauer der Tauchung ist Erfahrungssache. Sie richtet sich nach der Größe des Bleibades und der Art des Gegenstandes. Eine gute Verbleiung wird man selten nach einmaligem Eintauchen erhalten, sondern es muß zwei- bis dreimal wiederholt werden. Größere Temperaturschwankungen im Bleibad sind zu vermeiden, da sie auf die Güte der Bleiüberzüge einwirken. Es ist deshalb der Schmelzkessel genügend groß zu wählen und die Gegenstände vor dem Eintauchen leicht zu erwärmen.

Für das Gelingen einer guten Verbleiung ist eine sorgfältige Vor- und Nachbearbeitung der betreffenden Metalloberfläche unbedingt erforderlich. Vor allen Dingen ist ein schnelles Abkühlen der Gegenstände nach der Behandlung im Bleibad zu vermeiden, weil hierdurch der Überzug spröde wird und Neigung zum Abrollen zeigt. Es ist deshalb ein langsames Abkühlen im Trockenschrank oder auf Heizplatten sehr zu empfehlen. Jedoch besitzen diese Bleilegierungsniederschläge weniger chemische Widerstandsfähigkeit wie etwa die galvanisch hergestellten Niederschläge oder die homogene Verbleiung, denn beide Verfahren liefern weit reinere Überzüge.

K. Sch.

### Wirtschaftliche und rationelle Verwendung der elektrischen Glühlampe

Vor kurzem hat man überall das fünfzigjährige Jubiläum des elektrischen Glühlichts gefeiert, dessen Erfindung einen ganz gewaltigen Fortschritt bedeutet, einen Fortschritt, den man nur ermessen kann, wenn man sich in die nicht allzufern liegende Zeit zurückversetzt, in der der Menschheit einzig und allein die Kerze und die Petroleumlampe zur Verfügung stand. Heute besitzen wir in der Glühlampe eine Lichtquelle, deren Stärke in den weitesten Grenzen sich ändern läßt, baut man doch kleine Glühlämpchen für Taschenbatterien schon für Lichtstärken von einer Kerze und Lampen für 100 000 Kerzen für die Beleuchtung kinematographischer Arbeitsräume. Das Licht der Glühlampe ist vollkommen ruhig, es wird nicht wie bei früheren Beleuchtungsmitteln vom Luftzug beeinträchtigt; es läßt sich mittels eines einfachen Schalters von der Ferne aus an- und abschalten. Die Lampe leuchtet in allen Lagen, ohne Rauch oder Ruß zu erzeugen oder die Luft zu verschlechtern; sie benötigt nicht irgendwelche Wartung, kann 1000 Stunden ohne weiteres betrieben werden und erzeugt das Licht mit der größten Wirtschaftlichkeit.

Nur die wenigsten Leute sind sich klar darüber, was eine Beleuchtung, wie wir sie jetzt gewohnt sind, bei Verwendung von alten Stearinkerzen kosten würde. Eine elektrische Glühlampe von 25 Watt hat bekanntermaßen eine Lebensdauer von etwa 1000 Stunden; eine gleichwertige Beleuchtung ließe sich auch durch 24 Stearinkerzen erreichen, die man jedoch 286mal erneuern müßte, da ihre Brenndauer nur 3,5 Stunden beträgt. Man brauchte also etwa 7000 Kerzen von einem ungefähren Gewicht von 350 kg und würde man Kerze auf Kerze stellen, einer Gesamthöhe von weit über 1000 Meter. Wir haben also in der Glühlampe eine ganz wunderbare Lichtquelle, die leider vielfach nicht richtig ausgenutzt wird. Verschiedene große Elektrizitätsgesellschaften sind daher seit einiger Zeit dazu übergegangen, in besonderen Vorführungsräumen, sogenannten Lichthäusern, der Allgemeinheit zu zeigen, welche Fehler gemacht werden und wie eine gute Beleuchtung beschaffen sein muß, das heißt eine Beleuchtung, die sowohl der Menge als auch der Güte nach den Anforderungen des Auges entspricht. Was zunächst die Menge anlangt, so kommt es gar nicht auf die Stärke der Lampe, sondern auf die Beleuchtungsstärke an einem bestimmten Punkte an, an dem man das Licht benutzen will, zum Beispiel auf der Seite eines lesenden Buches, auf dem Ladentisch, auf dem Ware verkauft wird, oder an einer Maschine, die der Arbeiter zu überwachen hat. Es hat wenig Bedeutung, ob eine 15 Watt- oder eine 500 Wattlampe Verwendung findet, da das Ergebnis ganz verschieden sein wird, je nachdem die Lampe sich näher dem zu beleuchtenden Ort befindet oder weiter davon entfernt ist; allein belangvoll ist die am Arbeitsplatz erzielte Beleuchtung, die heute in „Lux“ gemessen wird.

Es ist dies die Einheit der Beleuchtungsstärke, die zum Beispiel zugegen ist, wenn eine Visitenkarte in 1 m Abstand von einer Stearinkerze so gehalten wird, daß die Strahlen die Fläche senkrecht treffen. Unser Auge erfordert eine um so stärkere Beleuchtung, je feiner die Arbeit ist, die wir ausführen müssen; man hat natürlich weniger Licht nötig, wenn man ein Zimmer nur durchschreiten will, als wenn man darin eine Stecknadel zu suchen hat. Durch zahlreiche Versuche wurde festgestellt, daß durch Verbesserung der Beleuchtung von Arbeitsräumen immer deutlicher eine Steigerung der Produktion sich erzielen läßt. Was schließlich die Güte der Beleuchtung betrifft, so sei diese letztere von passender Farbe, möglichst gleichmäßig; vor allem jedoch ist Blendung der Augen zu vermeiden, was durch Mattierung der Lampen oder Opalgas erzielt wird. Leider verschlucken solche Lampen im allgemeinen 10 bis 18 vH des von Leuchtfäden ausgehenden Lichtes, so daß manche Verbraucher aus Gründen der Wirtschaftlichkeit zögern, sie anzuwenden. Das Erscheinen der innenmattierten Lampen bedeutet nun in dieser Beziehung einen Fortschritt, da hier nur mehr 2 vH an Licht verschluckt werden.

### Taschenpyrometer für Temperaturen von 600—2400°

In vielen Betrieben ist die Einhaltung bestimmter Temperaturen von Wichtigkeit; man hat eingesehen, daß hier durch Messung und Überwachung die Ausschubziffer stark gesenkt werden kann. Seit Jahren kommen für diesen Zweck schon thermoelektrische Pyrometer sowie elektrische Widerstandsthermometer zur Verwendung. Während der ersteren darauf beruhen, daß durch Erwärmung der Lötstelle zweier verschiedenartiger Metalle eine thermoelektrische Kraft entsteht, die in einem Meßkreis einen Strom hervorbringt, der dann zur Anzeige von Temperaturen benutzt wird, stützen sich die anderen auf die Änderung des Widerstandes eines Stromkreises unter dem Einfluß verschiedener Temperaturen. Ein besonders handliches Gerät zur Bestimmung höherer Temperaturen ist das neuerdings hergestellte Taschenpyrometer. Außerlich einem kleinen Fernrohr ähnlich sehend, macht es sich das Gesetz von Stefan-Boltzmann zunutze, nach dem zwischen der von einem glühenden Körper ausgehenden Strahlung und seiner Temperatur ein bestimmter Zusammenhang besteht. Will man Temperaturen messen, so visiert man einfach mittels des Taschenpyrometers den glühenden Gegenstand an oder betrachtet durch das Schauloch eines Ofens dessen Inneres und sieht dann, wie im Gesichtsfeld des Meßgeräts ein Zeiger auf einer durchsichtigen Skala sich bewegt und schließlich auf eine bestimmte ablesbare Temperatur sich einstellt. Die vom Linsensystem des Pyrometers aufgefangene Strahlung wirkt nämlich auf einen spiralförmigen Bimetallstreifen, das heißt auf einen aus zwei verschiedenen aufeinander gewalzten Metallen bestehenden Streifen ein, der sich krümmt und die Bewegung des Zeigers verursacht. Auf optischem Wege wird dann die Anzeige stark vergrößert. Dieses verblüffend einfache zu handhabende und hinreichend genaue Temperaturmeßgerät findet hauptsächlich in Gasanstalten, Glasschmelzen, Härteanlagen und Metallhütten vorteilhaft Verwendung.

# Familie und Heim

## Neuzeitliche Erziehung des Kleinkindes

### Ein Gang durch das Montessori-Kinderheim in Altona

Von Erika v. Glahn

Es wird heute viel über moderne Erziehung gesprochen und geschrieben. Es ist auch notwendig, sich näher mit diesem Thema zu beschäftigen. Man kann aber auch wohl mit Recht behaupten, daß in dieser Hinsicht schon sehr viel Wertvolles geleistet worden ist. Die Erziehung im Elternhaus ist oftmals besser geworden, die Schulen haben sich gewandelt, und außerhalb von Elternhaus und Schule haben wir die Kinderfreundebewegung, die ein gutes Stück sozialistischer Erziehungsarbeit leistet. — Dies alles kommt aber in erster Linie dem schulpflichtigen Kinde zugute. Und das arme Kleinkind, das Kind im Alter von 3 bis zu 6 Jahren? Was gibt die neue Zeit diesem Kinde Gutes? Was sind Stricken für die Kleinen, Tagesheime für die Kinder, deren Mütter tagsüber beschäftigt sind, und es gibt Kindergärten, die diese Kinder aufnehmen, die aber nur von 9 bis 1 Uhr geöffnet sind. Gewiß, die Heime sind mehr und auch besser geworden, aber sie genügen den Anforderungen noch nicht.

In Altona-Elbe hat man etwas Besonderes geschaffen. Da ist ein Montessori-Kinderhaus. Ein richtiges, ganzes Haus, eingerichtet nur für Kinder. Die Einrichtungen darin sind für den Gebrauch berechnet, den die Kinder davon machen. Stühle, Tische, Schränke, alles ist niedrig, sogar die Türdrücker.



Was tun nun die Kinder so den ganzen Tag in diesem Paradies? Sie kommen nun einen Mittel an natürlich das, was es mag; meistens auf dem Fußboden, aber nicht auf dem bloßen Kieselstein. In kleinen Schränken liegen, fein säuberlich zusammengelegt, kleine Teppiche, gerade so groß, daß ein Kind sie gut allein handhaben kann. Die Teppiche sind dazu da, daß man sich beim Spielen darauf setzen oder legt. Die Spielgeräte sind so mannigfaltig, daß wohl für jedes Kind etwas Passendes dabei ist. Da gibt's Kästchen, die beherbergen Holzklöbchen, alle verschieden, aber gleich groß, aber verschieden hoch, und da sind noch andere, die sind ganz ungleich, sowohl in der Dicke als auch in der Höhe. Und bei allen haben die Kinder die Aufgabe, sie in die dafür bestimmten Öffnungen einzupassen. Das geht natürlich nicht gleich beim ersten Male, aber nach einigem Probieren glückt es meistens. Ohne Aufforderung und ohne Schelte! Das ist auch der Sinn der Sache. Das Kind soll aus sich selbst heraus, nach seinen Begabungen und Berechtigungen lernen. Es ist nicht erforderlich, daß alle Kinder das gleiche tun. Eins baut und ein anderes macht Musik. Ja, auch das gibt es. Aus kleinen Klöbchen ist eine Leiter zusammengestellt und fest auf eine Tischplatte genagelt. Ebenso viele Klöbchen stehen lose dabei, damit das Kind aus diesen eine Leiter nachbilden kann. Es gibt viele Kinder, bei denen sich das Musikempfinden schon hier zeigt und das gut können. — Farbklöbchen sind vorhanden. Ein kleiner mit 8 Farben und ein großer mit 8 x 8 Farben. In den Kästen liegen von jeder Farbe zwei Holzstäbchen, die von den Kindern — erst baut durcheinander geworfen — wieder schon zusammengelegt werden. So wird der Sinn für die Farben bei den Kleinen geweckt, ohne daß sie es merken. Ähnlich ist es mit dem Tastgefühl. Es gibt einen Kasten, in dem sich Probierstäbe von allen erdenklichen Stoffen befinden, dicke und dünne, harte und weiche, rauhe und glatte. Auch hier wieder von jeder Sorte zwei, und hier gilt es, die beiden zusammengehörigen herauszufinden.

Nach dem Frühstück wird wieder gespielt, georbittet, manövriert spielen auch alle gemeinsam. Es wird auch gemalt. Als Vorlagen dienen ihnen geometrische Figuren. Wir haben Zeichnungen gesehen, die wirklich guten Fernsinn beweisen. Es gibt auch eine Anzahl Kinder, die im Montessori-Haus lesen und schreiben lernen. Es wird ihnen ja leicht gemacht, das zu begreifen. Auf recht große Tafeln hat man aus Sandpapier geschnittene Buchstaben geklebt. Wenn das Kind nun mit dem Finger einen Buchstaben immer wieder nachschreibt, prüft er sich ja viel leichter ein, als wenn er im Buch steht oder mit Kreide an die Tafel geschrieben wird. Das Kind lernt also lesen und schreiben zugleich. Die gleichen Buchstaben sind dann auch einmal aus hartem Karton geschnitten vorhanden, damit das Kind mit diesen Buchstaben, die es nun genau kennt, Wörter und Sätze zusammensetzen kann.

In den neuesten Erziehungsmethoden des Hauses gehört ein Lesekasten. Es ist das eine Kommode mit vielen kleinen Schächeln. Jede Schächel hat acht Häcker, in jeden Häcker liegen kleine Figuren und in dem achten Raum stehen Reiter, auf denen die einzelnen Figuren nachsteht gemacht sind. Das Kind hat die Aufgabe, die Reiter abzulegen und die Figuren auf die Reiter zu stellen. Es hat damit gleich eine Kontrolle, ob es richtig gelesen hat. Es ist natürlich eine besondere Freude, wenn ein Kind schreibt, daß es richtig lesen kann. Es geht dann auch wohl schon einmal an die Tafel und versucht zu schreiben, und nach wenigen Versuchen gelingt das denn auch bald.

Um 12½ Uhr wird gegessen. Das Essen wird im Technischen Seminar eigens für das Montessori-Haus gekocht. Es ist gut zubereitet und kostet 25 J. Nach dem Mittag schlafen alle Kinder bis 3 Uhr. Nur die zu Eltern sozialistischen Kinder werden davon befreit. — Es müssen sich während der Zeit natürlich ruhig verhalten. Sie haben sich eine Beschäftigung, die keinen Lärm macht. Allerdings wird sogar getippt. Das ist eine Arbeit für die Mittagszeit. Es wird aber nicht etwa mit Karte-  
maske getippt, sondern es richtiges Lesegerät. Das hat

eine besondere Bedeutung. Mit der weichen öligen Knetmasse verderben sich die Kinder das feine Gefühl in den Fingerspitzen, dagegen wird dies Gefühl durch das Arbeiten mit dem porösen Ton noch ausgeprägt. Das Töpfeln hat aber wohl auch einen besonderen Reiz für die Kinder. Während man die Gegenstände, die man aus Knetmasse herstellt, wieder vernichtet, werden die Tonarbeiten auch getrennt, und die Kinder können ihre mehr oder minder gut geratenen Kunstwerke behalten.

Nach dem Schlafen wird dann gemeinsam Kaffee getrunken. Es gibt Milch oder Kakao mit Brötchen. Dies wird vom Kinderhaus geliefert und kostet 10 J. Nachher geht es nochmals an die Arbeit. Bei schönem Wetter wird natürlich im Garten gespielt. — Es wird auch gefangen, geturnt, im Kreis gespielt, und es werden auch mal Geschichten erzählt!

Um 7 Uhr ist der Tag zu Ende und das Haus wird geschlossen. Es ist aber keine Vorschrift, wie lange die Kinder bleiben müssen, sie können auch schon mittags nach Hause gehen.

Man wundert sich vor allem über die weißgestrichenen Möbel, die tadellos sauber und gut gepflegt sind. Mancher wird vielleicht denken, farbige Möbel wären praktischer, aber auch die weiße Farbe ist mit Bedacht ausgewählt. Auf einer schwarzen Tischplatte würde ja kein Lintenfleck zu sehen sein! Auf eine graue Bank würde man sich wohl auch einmal stellen und eine braune Tür wohl einmal mit dem Fuß aufstoßen; aber bei weißem Anstrich geht das doch nicht! Dies wissen die Kinder und sie richten sich danach. Sie bemühen sich, keine Lintenflecke zu machen und kein Wasser auf den blanken Fußboden zu gießen. Wenn es aber doch einmal passiert, dann ist es ihnen eine Selbstverständlichkeit, es gleich wieder aufzuwischen. Zum Essen sind die Tische immer weiß gedeckt, da werden sich die Kinder schon vorsehen, daß sie ihre Suppe nicht auf Tischstuch gießen, anstatt sie in den Mund zu löffeln! Ein Tischstuch mit Flecken vom Mittagessen darauf ist ja auch wirklich kein schöner Anblick. Das Geschirr, mit dem die Kleinen umgehen, ist nicht etwa aus Emaille, sondern aus gutem Porzellan. Sie müssen ja lernen, behutsam damit umzugehen. Im Waschküchen sind außer einer Anzahl Waschkübeln auch einige Waschtische. Es gibt viele Kinder, die sich lieber in der Schüssel als unter fließendem Wasser waschen, und darauf hat man Rücksicht genommen. Wasserkanne und Waschkübel aus Porzellan werden von den Kindern selbst gefüllt und auch allein sauber gemacht. Daß jedes Kind eigenes Waschzeug hat, dürfte wohl eine Selbstverständlichkeit sein. Jedes Kind hat ein anderes Zeichen auf seinen Sachen, und dieses Zeichen kennt es, auch dann, wenn es noch nicht lesen kann.

Die Stadt Altona verwaltet ihr Haus selbst, es ist kein Privatunternehmen. Der Magistrat staffelt die Kosten nach dem Einkommen der Eltern. Es sind jetzt 45 Kinder, die das Montessori-Kinderhaus besuchen, von denen ein Drittel den Höchstsatz von 15 J monatlich zahlt. Ein weiteres Drittel zahlt ungefähr 4,50 J und das letzte Drittel gar nichts. Nur das Essen wird von allen gleichmäßig bezahlt, sofern die Kinder am Essen teilnehmen.

Sie sehen also, daß das Montessori-Kinderhaus nicht nur den Kindern Subventionen zugänglich ist, sondern Kindern jedes Standes. Läßt sich das, was in Altona möglich war, nicht auch in anderen Städten erreichen? Wir wollen es wünschen, und wenn wir es geschafft haben, haben wir für uns etwas Gutes erreicht.

## Erkenntnis

Ganna sprang die Treppe zur mütterlichen Wohnung empor. Ihr Herz war ganz erfüllt von dem Ereignis der letzten Stunde. Der Kollege, der als Plombier mit ihr im gleichen Büro arbeitete — der sogar Dr. phil. war und nun auch in die Geheimnisse der Handelswissenschaften einbringen sollte, weil sein Vater das für ihn als seinen künftigen Nachfolger als Leiter der großen Fabrik wählte — hatte ihr von seiner Liebe gesagt.

Er hatte sie lieb, trotzdem sie nicht hübsch und nicht elegant und die armselige von ihrem ganzen Kollegium war! Erst hatte sie es nicht zu fassen gewußt, aber er hatte ihr alle die Zweifel von den anderen Lippen geklärt, sie „hübsche Nummerchen“ genannt — dann war sie mit ihm durch den stillen Park gegangen, immer weiter, hatte nicht an die Zeit gedacht, die dahinam, noch an die Mutter gedacht, die wartete. Dann hatte eine Uhr von ferne geschlagen — Ganna hatte erschrocken aufgeschrien.

Er hatte sie heimgebracht, und morgen, da wollten sie irgendwo zusammen in die Heide... In kleinen Stiefelchen sah die Mutter und flüchte. Weiße Röden hatte die Zeit mit ihrem Entschließen durch ihren schwarzen Scherel gespannt — die drei haben, noch klein und unberührt, streifen der Mutter vor ungeschickte Knie und Flecken auf den Ärmeln heim. So sah sie dann, wenn der Tag mit seinem Haushaltungsgeschäften vorüber, wenn sie die Bügelwäsche, durch die sie sah seit dem Tode der Mutter einen kleinen Verdienst beschaffen, fertig hatte, über den Ärmeln der Kleider. Die Tochter war nun wenigstens so weit, etwas in die Geschäftslage mit beizutragen. Das war der Mutter eine rechte Erleichterung...

Die Uhr tickte leise... Wie lange die Tochter heute blieb? Sogend war der Mutter Gesicht. Da kam der Schritt die Treppe herauf. Endlich — ganz voll Leben trat die Tochter ein. Mütterchen, noch immer starr — Hunger hab ich.

Gleich sprang die Mutter auf, hastig in der Küche herum und brachte Tee und Brot. Und während sich die Mutter wieder über die Kleider klebte, erzählte die Tochter, daß sie morgen schon in der Fräulein mit Freundinen in die Heide hinausgehen wollte. Daß sie eigentlich der Mutter geschrieben hatte, mit ihr und den Brüdern zu Ritters Grad zu wandern, bereich sie ganz.

Die Mutter aber dachte: „Sag sie sich fern, das Leben wird sich ganz langsam mit Ernst und Vergnügen.“

„Ich will dir dein weißes Kleid heranschieben“, meinte die Mutter. Ganna aber dachte: „Wie elegant der Freund ist, da kommt du noch dazu mit dem unmodernen Kleid wollen ihn gehen, was wird er nur denken?“ Da fiel ihr ein, daß im Schrank noch die blaßviolette Seide lag, die die Mutter ihr zu Weihnachten geschenkt. Sie ging zu dem Schrank, nahm die Seide herab und ging sofort mit ihr zu der Mutter Platz.

Die Mutter sah auf — ihre Augen waren rot und ermüdet. Aber Ganna sah es nicht, sie dachte nur an die Wandlung morgen.

„Mutter, die Mädel sind alle so fein — ich schäme mich mit dem unmodernen Päckchen daneben — kannst du mir das nicht schnell auswaschen? Siehst du, die moderne Modest, es ist nur ein paar Nähte — es geht so schnell...“ Die Mutter sah auf die Uhr — es war schon eine Stunde über Mitternacht, sie war müde, machte schüchtern ein paar Entwendungen — aber die Tochter hat, und sie hatte ihr Kind so lieb.

So sah sie an der Nähmaschine, während drüben im Zimmer die Tochter schlief. Am Morgen war das Kleid fertig. Ganna war froh gestimmt erwacht, aber nun hielt es sich eilen. Die Mutter sah ihr ins neue Kleidchen. Ganna stand vor dem Spiegel.

Wie schön sie aussah. — Nun würde der Freund aufstehen sein. Da war neben ihr die Mutter umgesunken — totenbleich war das müde Gesicht, feucht klebte das Haar an den Schläfen. Ganna hob die Mutter empor — aber da schlug sie schon wieder die Augen auf. „Es ist nichts, Ganna, gehe nur — ein wenig müde bin ich.“

So ließ sich Ganna beruhigen und war so froh, daß es doch nicht ernstliches schien, daß sie den Liebsten doch leben durfte und den ganzen sonnigen Tag mit ihm zusammen sein.

Die Stunden gingen. Neben ihr ging der Viehste, sprach ärtliche törichte Dinge. Ganna sah sich schon als seine Frau durch prächtige Räume gehen.

Da sagte er: „Gott, mein Kleines, wir wollen immer gute Freunde bleiben, auch wenn ich mal verheiratet bin.“

Ganna war auf einmal, als geräusche etwas in ihr, als stünde etwas in ihr zusammen. Was dachte der elegante, lachende Mann neben ihr? — Er sah in ihr nur die kleine Kontoristin, die man küßt und liebt und morgen eine andere. Und sie hatte sich so fein gemacht!

Da dachte sie an die Mutter zu Hause, sah sie auf dem harten Zimmerboden vor Müdigkeit zusammensinken. O, das Kleid, die ganze Nacht hatte die Mutter darüber gelesen, und sie hatte geschlafen. Geschlafen, um frisch zu sein, um durch die Sonne mit dem geliebten Mann zu gehen, denn sie nichts war als ein niedlicher Seitvertreiber!

Sie wußte nicht mehr, wie sie heimkommen war. Sie war in das kleine Stiefelchen gestürzt, vor der Mutter hingefallen und hatte in ihren Schoß all ihre Qual, ihre Enttäuschung und ihre Reue hineingeworfen. Hatte dann der Mutter die verarbeiteten Hände wieder und wieder geküßt.

Was war alles, was sie da draußen gelost gegen die Siede und Sorge ihrer Mutter! Und trotzdem es noch immer weh und zerissen in ihr war — sie wußte, es gab einen Platz, der blieb ihr immer, da würde sie immer Liebe und Versehen finden — am treuen Mutterherzen.

## Auktion

In dem großen Hause am Markt wird Auktion abgehalten. Möbel stehen groß und behäbig, etwas staubig und nachdenklich an der Wand. Prüfende Augen sehen über sie hin, harte Hände streifen über Ecken und Kanten. Ihnen entgeht nichts, kein Sprung im Holz und kein Kraper an der Politur des Polzes.

Es sind viele Leute da, Käufer und Zuschauer, ernste und bedächtige, neugierige und lächelnde Gesichter. Langsam wird Stück für Stück ausgedient — Bilder mit farbenprächtigen Landschaften und goldenen Rahmen — eine bunte, bezirgte Kinderwiege mit rosa gemalten breunenden Bergen. Niemand will sie kaufen, denn alle wollen ihre Kinder in weiße, schöne Bettchen legen, nicht in so eine altmodische bunte Wiege.

Aber endlich bekommt sie doch ein junges Paar, das jagdhaft in der Ecke steht, für eine ganze Silberbar. Der Mann streift sich vor Freude darüber das blonde Haar ein paar mal aus der hohen Stirn. Dann bezahlt er aus dem dünnen, mageren Geldbeutel, und sieht so selig aus. Er stört sich gar nicht daran, daß man viele witzige, derbe Worte über die Kinderwiege macht.

Er trägt sie behutsam zur Türe hinaus, als läge schon ein kleines strampelndes Kindlein darin. Die Frau geht lächelnd neben ihm — ein wenig schmerz, weil alle jungen Mütter gehen, die in seliger Erwartung sind. Sie gehen in gleichem Schritt, froh und beschwingt. Und die Sonne funkelt in den rosa Bergen der blauen Kinderwiege.

Drinnen aber geht die Auktion weiter. Ein Möbelstück nach dem anderen wird von den Wänden gehoben, verläuft und hinausgetragen. Viele Käufer sind schon gegangen, auch viele Zuschauer.

Dann ist nichts mehr geblieben als eine alte Spieldose. Keiner will mehr richtig bieten. Dann aber wird sie doch einem Käufer gegeben, für ein paar Groschen, diese wunderfeine alte Spieluhr. Der brummt noch, daß es vielzuviel sei für den alten Kasten, der doch sicher nicht mehr ginge.

Etwas unruhig und heftig hat er die Spieldose gegen die Tischkante gestoßen. Es hat sich eine Feder gelöst: „Kling, Kling“ geht das feste Uhrwerk... „Kling, Kling, Kling — Großmütterchen...“

Ganz still ist es in dem Raum — alle lauschen.

In der Ecke hat unbeachtet ein altes Mütterlein gesehrt. Jetzt ist sie aufgestanden. Die zitternden Hände raffen die Falten des weiten Rockes — die Füße machen ein paar Lauschritte — nun eine tiefe Verbeugung...

Da spürt sie auf einmal die Neugier der Zuschauer. — Sie hört verstört auf. Was's nicht die Uhr? Sie spielte doch. Und dann tanzte sie mit dem Großvater das Menuett?

Ah — sie befindet sich — es ist alles lange her. Wie konnte sie es denn eigentlich vergessen? Großvater lange, lange begraben — und heute hat man ihr die meisten der so lieben Möbel verkauft — auch die alte Spieldose!

Sie wußt sich mit dem Pandruden über die feuchten Augen und hinkt zitternd zur Türe hinaus. Hinter ihr verwehen die letzten Töne der alten Melodie. Und eine mitleidlose Stimme sagt: „Mit der Alten stimmt's wohl nicht mehr!“

## Stübchenlese aus Postzeitschriften

... Die in der Nachbarschaft gepflogenen Erhebungen ergaben, daß Otto S. mit Recht seine Schwiegermutter mißhandelt, indem sie ihn grundlos gereizt hat. Ihre Gegenaussagen sind mit größter Vorhut zu genehigen, denn sie verfügt über keinen lächerlichen Lebenswandel. Sie ist zwar Hausbesitzerin, lebt aber in weitem Umfang und kommt öfters im Auto nach Hause, ohne daß es möglich wäre, die Kosten zu überprüfen. Nach den sorgfältig gepflogenen Redereien des Befragten und menschlichem Ermessen müßte sie von rechtswegen nur von dem monatlichen Reinigungsgeld leben, da sie nicht mehr verdient...

Schlamm als arbeiten. Der Bühnenzimmermann kam zum Theaterdirektor und bat um eine Bulage. Der Direktor schaute ihn überrascht an: „Ich sehe mich nicht veranlaßt, Ihnen eine Bulage zu geben. Sie haben doch wirklich nicht viel zu tun. Die meiste Zeit stehen Sie herum und schauen dem Spiel an.“

„Ja, Herr.“ entgegnete der Zimmermann grimmig, „das ist es ja gerade, was mich so anstrengt.“

# Das Haus der Schmerzen

Dieses ist das Krankenhaus — das Haus der Schmerzen: groß und finster steht es in der hellen Mondschinnacht. Umfließen vom schiefen Ostwind, Umhaucht vom Paarungsschrei der Eulen und Käuzchen. Unerbittlich harter Herrscher im Hause der Schmerzen ist der König Krankheit. Ein Tyrann ist er, nachts schreiet er mit seiner feurigen Geißel durch die Säle und Zellen der Kranken: er peitscht ihnen die Glieder, er zerschlägt ihnen die Knochen, Hohn tröpfelt er in die Seelen der Jammernenden.

Die langen qualvollen Nächte, die einsamen Schmerznächte: vor diesen Nächten zittert der Kranke täglich, solange er noch den Trost des warmen, milden Tageslichtes wie eine weiche Daunendecke über seine schmerzenden Glieder ausgebreitet fühlt. Die Nächte im Hause der Schmerzen sind schrecklich. Keine Morphiumspritze und kein Schlafpulver befreit dich von diesen Schmerzen — wohl wirst du eine halbe Stunde betäubt auf deinem Stachellager liegen, um dann aber zu neuen und größeren Schmerzen hell zu erwachen.

Alle deine Sinne sind in diesen qualvollen Schmerznächten überwacht. Alles, was du an Freudigem jemals erlebt hast: das steht in diesen wilden Qualnächten vor dem Finnenbild deiner Seele wieder auf. Durch dein körperliches Leid ist das bessere Gefühl deiner Seele zertrampelt, zerschmettert: nur eines beherrscht dich voll und ganz — eine ungeheure Bitternis! Manchmal, wenn der Schmerz dich wieder übertrifft: dann möchtest du ihn rufen, ihn, der barfüßig durch die Gänge des Schmerzhause schleicht: ihn, den Allerbösesten!

Aber immer scheut deine Seele vor diesem letzten Ruf, du scheust den Ruf an den Tod — und du ruft den anderen Ruf, den Ruf an das Leben. Mühsam, mit zerknirschten Zähnen beugst du deinen geschundenen Körper um einige Grade seitwärts: deine zitternde Hand fliegt leise von der Bettdecke auf, dein Zeigefinger spreizt sich vor, er tastet, er hats: da ist der elektrische Knopf: du drückst — das ist in all deiner Not der Ruf ans Leben!

Und nun wird dein Ohr hoffnungsvoll horchend, du horchst durch die Stockwerke des Schmerzhause hin: bis du ihn gefunden hast, bis du ihn hörst: den sanften und doch energischen Schritt der Nachtschwester. Tränen pressen sich plötzlich aus deinem Herzen her in deine Augenwinkel: du bist nicht verlassen! Die Nacht verlor plötzlich alle ihre Schrecken. Und all deine Bitternis schmilzt dir von der Seele hinweg, wie Märzschnee vor der Sonne des Lenzes hinwegschmilzt. Die Nachtschwester ist bei dir. Ihr gütiges Antlitz unwärmt dich Krüppel: ihre Augen sind wie Weidenblüten, du fühlst Weidensträucher an deinem Bette. Und dann redet sie zu dir gütige, erquickende Worte, wie sie nur ein Mutter- oder Schwesternmund sprechen kann. Die Schwester holt dir ein Umlagerungsmittel, sie fühlt keinen Puls, sie drückt dir deine Hand — dich unwärmt der Trost des menschlichen Mitgeföhls. Schwester, wie spät ist es? Es geht auf Zweie. Öffnung: der schlimmste Teil der Nacht ist dahin. Die Schmerznacht in ihrer zweiten Hälfte mildert irgendwie deine Qual.

Schon lange horchst du auf das Erwachen des Krankenhause — jetzt ist es so weit: sechs Uhr! Das Haus der Schmerzen wird lebendig. Hier kommt der Krankenschwester in dein Zimmer: er wünscht dir einen Guten Morgen. Du hörst aus dem Munde des helfenden Bruders, daß dein Lebensschiff sich aus den schwersten Stürmen der Krankheit gerettet hat und sich mit wehendem blauem Wimpel dem Hafen Gesundheit nähert. Der Wärter führt das Fieberthermometer in deinen Körper ein — und hinterher freust du dich: heute einen halben Grad Fieber weniger! Wer gewinnt? Leben oder Tod?

Der Kaffee wird an dein Bett gebracht, das freundliche Antlitz der Tageschwester strahlt über dir — mit sanfter Hand hebt sie hinten dein Haupt, mit der andern Hand führt sie die Kaffeetafel an deine Lippen — du prüffst: nicht zu heiß? — Nein, gut: du schlürfst den belebenden Kaffee in dich ein. Es ist, als ob warme Ströme guten Lebens dich durchpflusten. Vor deinem Fenster wird es hell und heller, das Gesecht zwischen Tag und Nacht ist kurz — den Sieg des Tages kündigt dir der schmetternde Kriller eines Rotkehlchens. Und du hörst von weither Rabenschrei — und es wird dir, als ob du ein Frühwandler über Hügel und Berge seiest: du siehst die schwarzen Rabenflotten von den Porsten der Wälder her an die Wiesen des vielgeschlungenen Ribbenen-Flusses fliegen. Biegt du überhaupt noch im Hause der Schmerzen? Im Körper ja — deine Seele aber ist draußen: von Bergeshöhe her siehst du das herrliche Schauspiel: die Sonne geht auf!

Traumlos hast du geschlafen, schmerzlos hast du geschlafen: das war nach langen Wochen deine erste Erquickung. Vor deinem Hirn siehst du bunte Sterne funkeln — du bemüht dich, die Augenlider zu heben, sie wollen nicht recht: gar so schwer sind deine Augenlider — aber schließlich blinzelt du doch: blinzelt wie ein erwachendes Käpfelein. Dann bist du ganz schnell klar: du verstehst und erkennst alles: da vor deinem Bette stehen deine Freunde, deine Helfer: die Ärzte! Die Ärzte: deren chirurgischer Kunst du es verdankst, daß dein rotes Blut noch langsam durch deine matten Adern quillt.

Der Mittag ist da, wieder füttern dich die guten Schwestern mit Fleischbrühe und leichtem Fleisch — deine Denkkraft stärkt sich und dein Gefühl gewinnt an Gestaltungskraft, du liebst wieder das Leben: du siehst, du schaust, du hörst, du mißt, du wertest. Die Tagesbilder sind dem Kranken anders als die schaurigen Nachtbilder.

Es wird Nachmittag, Besuch durchweilt das Krankenhaus: kein Bett, das nicht seine Freude hätte! Von weither und nahher kamen die Freunde und die Verwandten. Ihr Hiersein beglückt dich. Das Gefühl der Gemeinschaft ist die beste Arznei. Es werden Blumen an die Krankbetten gebracht, heranziehende lustige Ghasinthen, das laute Rosaweiß glodenförmiger Filipen: da gibt es hausgebackenen Kuchen, die orangenen Apfel-Eisliens sind da, Wein vom Rhein und braune Datteln aus dem Lande Arabia. Und wenn der Kranke all dieses Magenstreuende auch nicht speisen darf, so freut er sich doch darüber: denn hinter dem kleinsten Gefäß steht ein liebendes Herz. Und das ist es, was der Kranke braucht: Herz, Herz, sehr viel Herz.

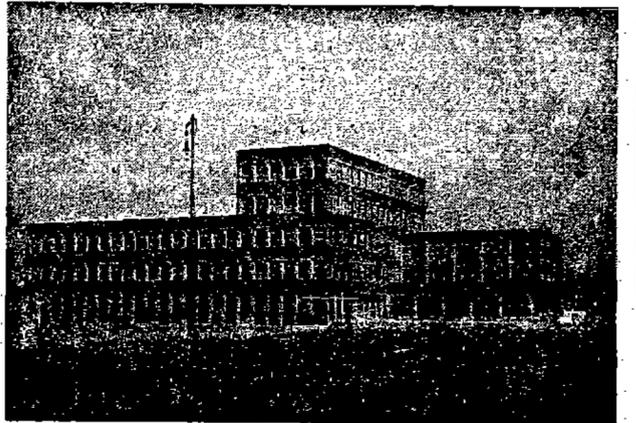
Die Besuchszeit ist um. Die Trompeten blasen zum Abzug. Mancher Abschiedskuß wird von Tränen übersalzen.

Der Tag geht zu Ende. Eine Arie pfeift draußen ganz leise eine wehmütige kleine Melodie. Um dich her brauen pechschwarz und schneeweiß die Angitwollen der Nacht auf. Wieder ist sie nahe, wieder kommt sie: die qualvolle, schmerzliche Nacht. Der trübende Tag glitt ab — wieder bist du der Gefangene des Königs Krankheit: du liegst und leidest im Hause der Schmerzen!

Max Dorn

# Physiologie der Arbeit

In Dortmund wurde das Arbeitsphysiologische Institut seiner Bestimmung übergeben. Das Institut ist eine Unterabteilung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Berlin. Unter diesem für republikanische Ohren nicht allzu wohlklingenden Namen verbirgt sich eine weitverzweigte Einrichtung, die sich eine unabhängige wissenschaftliche Forschung auf den verschiedensten Wissensgebieten zum Ziele gesetzt hat. Die Arbeit dieser Gesellschaft hat die Anerkennung der Gewerkschaften gefunden, die in neuerer Zeit an der Verwaltung teilnehmen und durch materielle Unterstützungen ihre Ziele fördern. Ganz besonders beansprucht das Arbeitsphysiologische Institut die Aufmerksamkeit der Arbeiter, dem nunmehr die Stadt Dortmund ein großzügig angelegtes Heim errichtet und ihm damit die Möglichkeit gegeben hat, in unmittelbarer Nähe des Herzens der deutschen Wirtschaft, dem Ruhrgebiet, wo der Pulsschlag der Arbeit am lautesten vernehmlich wird, seine Studien vorzunehmen. Welcher Art sind diese Studien?



Physiologie ist die Lehre vom menschlichen (im weiteren Sinne auch tierischen) Organismus, seinen Funktionen und Gesetzen. Die Arbeitsphysiologie also hat es im besonderen mit den Einwirkungen der gewerblichen Arbeit auf die Organe des menschlichen Körpers, auf Gehirn, Nerven und Muskeln zu tun. Sie hat zu untersuchen, ob der Kraftvorrat, den der menschliche Körper aus der Wärmezufuhr durch Nahrung ergängt, haushälterisch verwandt wird, wie Überlastungen der Muskeln und Überanstrengungen der Nerven zu vermeiden sind, wie die Leistungsfähigkeit und Lebensdauer erhöht werden kann. Diese Ziele sollen erreicht werden durch wissenschaftliche Feststellungen über die Wirkung der Arbeitszeit, des Arbeitsraumes, des Werkzeuges und der Maschine sowie der ganzen Arbeitsumgebung auf den Arbeiter. Diese Feststellungen sollen dann zu einer zweckmäßigen Neugestaltung dienen. Hier einige Beispiele aus dem Gebiet der Arbeitsphysiologie:

Im relativen Ruhezustande, das heißt wenn keine mechanische Arbeit verrichtet wird, braucht der menschliche Körper täglich 2350 Kalorien (Wärmeeinheiten). Diese Menge ist notwendig zur Verrichtung der inneren (physiologischen) Arbeit des Organismus, die der direkten Selbsterhaltung dient: Blutkreislauf, Verdauung, Atmung usw. Wird äußere (mechanische) Arbeit verrichtet, so bedarf der Mensch einer zusätzlichen Kalorienmenge, die je nach der Schnelligkeit, Schwere und Dauer der Arbeit verschieden ist. Diesbezügliche Feststellungen schwanken zwischen 1300 und 1800 Kalorien. Wird diese Menge nicht zugeführt, so tritt Unterernährung mit ihren Folgen ein: Zunächst verbraucht der Körper die zugeführte Kraft zur Selbsterhaltung, der Rest bleibt für die äußere, nützliche Arbeit. Der Gehalt der Arbeit sinkt also, und zwar mit wachsender Schnelligkeit, da das Fehlen an zusätzlicher Kraft voll auf die äußere

Arbeitsleistung drückt. Es sind dafür folgende Werte ermittelt worden:

Sinkt die Nahrungsrate um	so verringert sich die Arbeitsleistung um
10 %	28 %
20 "	55 "
30 "	83 "
36 "	100 "

Bei einer Verminderung der notwendigen Nahrungsmenge um 36 % ist also die Arbeitsmöglichkeit gleich Null. Wird trotzdem Arbeit geleistet, so geschieht das auf Kosten des Körpers, dessen Kräftevorrat erschöpft wird, bis er schließlich nicht mehr lebensfähig ist.

Eine weitere wichtige Frage ist die Ermüdung. Schon das bloße Wachsein ruft infolge der inneren Arbeit des Organismus Ermüdung hervor, die durch Ruhe wieder behoben wird. Wird außerdem äußere Arbeit verrichtet, so ist auch eine zusätzliche Erholung nötig. Bei mangelhafter Erholung treten im Blut Giftstoffe auf, die bei entsprechender Pflanzung zu gesundheitlichen Schädigungen führen: die Muskeln erschaffen, das Körpergewicht nimmt ab usw. Auch die zweckmäßige Verteilung der Erholung in Arbeitspause, Nachtruhe, Feiertag und Erholungsurlaub ist Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung.

Die Dauer des Arbeitstages ist einer der umstrittensten Posten im sozialen Kampf unserer Zeit. Wir Arbeiter brauchen keine sachlichen Feststellungen der Wissenschaft in dieser Hinsicht zu scheuen. Alle Physiologen kommen zu dem Ergebnis, daß die heutige Arbeitszeit in den schwer arbeitenden Berufen, zumindest dort, wo sie über acht Stunden hinausgeht, den Lebensbedingungen des menschlichen Körpers in keiner Weise entspricht, daß das durchschnittliche Lebensalter bei Überforderung der Arbeit sinkt, daß die Unfallziffer mit der Dauer des Arbeitstages steigt, daß der Arbeitserfolg schließlich mit Notwendigkeit sinkt.

Nicht weniger wichtig als die Schädigung des Einzelnen ist die Schädigung der Gesellschaft bei übermäßiger Steigerung der Arbeitsleistung, die sich in einem Sinken der Summe der nationalen Arbeitskraft zeigt. Die Arbeit ist, nicht anders wie Kapital und Grund und Boden, ein Bestandteil der Volkswirtschaft, der ohne Schädigung der Gesellschaft nicht unter eine bestimmte Wertgrenze heruntergedrückt werden darf. Mit andern Worten: wie die Wirtschaft einer bestimmten Menge Kapital bedarf, so bedarf sie einer bestimmten Menge Arbeitskraft. Wird durch unwirtschaftliche Verwendung oder Vernachlässigung der physiologischen Bedingungen Raubbau damit getrieben, so muß sich das letzte Endes in einer Schädigung der gesamten Volkswirtschaft auswirken.

Die Bedeutung der Arbeitsphysiologie unterschätzen heißt, die menschliche Arbeit und den Arbeiter als Menschen unterschätzen. Die herrschende Wirtschaftsauffassung betrachtet den Arbeiter nur als Objekt der Wirtschaft, als Produktionsmittel. Sie vernachlässigt seine menschlichen und seelischen Werte. Auf der einen Seite arbeiten Millionen schwer und lange und sind im besten Mannesalter verbraucht, auf der andern Seite sind Millionen erwerbslos und leben von kärglicher Unterstützung. Wir wissen sehr wohl, daß sich dieser Zwiespalt, der tief im Wesen unserer Gesellschaftsordnung wurzelt, nicht durch wissenschaftliche Versuche beseitigen läßt. Wir wissen auch, daß die Wissenschaft durchaus nicht immer voraussetzungslos und richtig urteilt, sondern daß ihre Träger gleich und gekannt sind in den Lebens- und Anichauungskreis ihrer Klasse. Aber das soll uns nicht hindern, die Ergebnisse der Wissenschaft, die die lebendige Arbeitskraft gegen den toten Mechanismus der heutigen Wirtschaft verteidigt, im sozialen Kampf zu verwerten. Die Physiologie, als die Wissenschaft vom Leben, kann unter den heutigen sozialen und technischen Verhältnissen nur auf der Seite der Arbeiter stehen, die ihr Menschsein zu verteidigen haben. Und wenn sich die Physiologie besonders dem Gebiet der gewerblichen Arbeit zuwendet, so verdienen diese Bestrebungen unsere Anteilnahme und Förderung. A. D.

## Leipziger Messe und Unfallverhütung

Neben Ausstellung und Verkauf wird von der Leipziger Messe auf dem Gebiete der Unfallverhütung wichtige Arbeit geleistet. Nicht nur die Leipziger, sondern auch andere größere Messen und Ausstellungen werden nämlich durch sachverständige Kreise daraufhin überwacht, ob die Ausstellungsgegenstände, insbesondere Maschinen und Betriebsrichtungen, die angeboten und verkauft werden, den in bezug auf die Verhütung von Unfällen zu stellenden Anforderungen entsprechen. Findet bereits in der bei der Zentralstelle für Unfallverhütung des Verbandes der Deutschen Berufsgenossenschaften eingerichteten Arbeitsgemeinschaft für Unfallverhütung eine äußerlich nützliche Gemeinheitsarbeit zwischen den Maschinenherstellern und den mit der Unfallverhütung betrauten Stellen statt, so dient die Überwachung der Messen und Ausstellungen dazu, Verständnis für den Maschinenbau auch in Händler- und Käuferkreisen zu verbreiten. Hierzu werden alle Ausstellungsstände nach Maßgabe einheitlicher Richtlinien durch berufsgenossenschaftliche Aufsichtsbereiche daraufhin kontrolliert, ob die vorgeschriebenen Unfallverhütungsmaßnahmen an ihnen vorhanden sind und der Technik entsprechend einwandfrei wirken. Der letzte Bericht der Messeüberwachungskommission von der Leipziger Messe im Herbst 1929 gibt lehrreiche Einblicke in diese Arbeit. Außer den technischen Aufsichtsbereichen von 15 Berufsgenossenschaften wurden die Maschinenverbände, der Verein deutscher Gewerbaufsichtsbereiche, das Reichsversicherungsamt, das Sachliche Arbeitsministerium sowie andere Behörden und Körperschaften und Behörden bei den Prüfungsarbeiten beteiligt.

Der Verkehr mit den Ausstellern bewege sich durchweg in angenehmen Formen. Mit wenigen Ausnahmen gingen die Aussteller bereitwillig auf die Wünsche der Kommissionsmitglieder ein und ließen sich von der Zweckmäßigkeit der Anordnungen überzeugen. Während früher stets eine Menge Ausstellungsstände zu beanstanden waren, war ihre Zahl auf der letzten Herbstmesse recht gering. Die Beeinflussung der Hersteller dieser nicht ganz unzufälliger gebauten Fabrikate geschieht durch die entsprechenden Fachgruppen, in deren engeres Arbeitsgebiet die betreffenden Maschinen fallen, so daß in Kürze mit der Abstellung der beanstandeten Mängel zu rechnen ist. Nur wenn diese Bemühungen erfolglos bleiben, wird an die Zentralstelle für Unfallverhütung beim Verband der Deutschen Berufsgenossenschaften berichtet, die dann weitere Schritte unternimmt. Auch der Verein Deutscher Maschinenbauanstalten wird von den Beanstandungen unterrichtet. Besonders lehrreich ist weiter aus dem letzten Bericht beispielsweise, daß eine durch Einführung neuer Maschinen aufgetauchte Unfallgefahr bei den praktischen Vorführungen beobachtet wurde. Es handelt sich um neue Motor-Kaumantagen, bei denen Teile der Baumrinde mit so großer Wucht abgefehlend wurden, daß sie unfallgefährlich wirkten. Entsprechende Empfehlungen zur Abstellung oder Rücknahme dieser Unfallgefahren wurden sofort herausgegeben. An Druckbetätigern wurden ferner Sicherheitsventile festgestellt, bei denen ein unzugängliches Verstellen der Ventile möglich war. Diese Ventile müssen plombiert sein, dadurch wird eine möglicherweise drohende Unfallgefahr von vornherein ausgeschlossen. — Besondere Aufmerksamkeit

wird auch den ausländischen Fabrikaten gewidmet, die nicht immer den in Deutschland geltenden Unfallverhütungsvorschriften entsprechen. — Durch eine derartige Erfassung der Maschinen, die sie in die Hand des Benutzers gelangen, wird mancher sonst unvermeidbare Unglücksfall rechtzeitig verhindert, also hier einmal „der Brunnen zugebedt, bevor das Kind hineingefallen ist“.

## Gottergebene Sozialpolitik

Eine Sozialpolitik nach dem Herzen der schwerindustriellen Profitmacherzunft spricht aus einem Gedicht, welches die Bertszeitung der Gutehoffnungshütte ihren Proleten zur Nachachtung vorsetzt. Das Gedicht nennt sich „Geld auf“ und ist mit dem Witz eines stehenden Bergmannes geschmückt. Die schönste Strophe heißt dann:

Schenk du mir Gott, zur Arbeit Kraft,  
Solange ich leb und bin,  
Und nimm auch, ist mein Arm erschläfft,  
In Frieden zu dir hin.

Ins Bettliche übertragen heißt das: Solange ich lebe, muß ich Kraft zur Arbeit haben, und wenn die Arbeitskraft gebrochen, ich nicht mehr genügend Profit erschlufen kann, dann habe ich nichts mehr auf dieser Welt zu suchen, ich soll schleunigst sterben. Solange der Prolet lebt, hat er die Pflicht zu schlufen, und wenn er nicht mehr schlufen kann, dann hat er abzutragen, das ist die Unternehmerrlogik, die sie auch in der Sozialpolitik rücksichtslos vertreten. Für sie hat der Arbeiter nur Wert, wenn er schlufen kann, hört er auf zu arbeiten, hat er auch das Recht auf Leben verpielt. So offen sagt man das nicht, man kleidet es in die schmalzige Form, „nimm mich in Frieden zu dir hin“. So einfältig sind aber die Arbeiter vor heute nicht mehr: sie wissen, daß solche Sprüche nichts mehr mit Religion zu tun haben. Jedes Wesen hat bekanntlich nach dem Willen Gottes das Recht auf Leben. Darum werden heute wenig Arbeiter sein, die ums Sterben bitten, wenn sie sich im Betrieb arbeitsunfähig geschuldet haben. Sie wünschen noch einen sorgenfreien Lebensabend und finden es als Unverantwortlichkeit, wenn der Ausbeuter noch die Mittel für eine bescheidene Sozialrente als Kostz einjaden möchte. Gerade jetzt zeigt sich im Reichstag dieses Unternehmertum wieder in seiner vollen Geschäftigkeit gegen die Sozialpolitik. Auf das Unternehmerrbittgebet müssen die Arbeiter ihr Bittgebet geben:

Nicht betteln und bitten, nur mutig gestritten,  
Nicht kämpfen es sich schlecht für Freiheit und Recht.

## Tuberkulose durch Zuckerstoff?

Dr. William Charles Brite in Washington, ein prominenter Erforscher der Lungenkrankheit in den Vereinigten Staaten und Präsident des Untersuchungskomitees der amerikanischen Tuberkulosegesellschaft, teilte dieser Tage mit, daß er einen Zuckerstoff gefunden habe, der die Tuberkelbazillen erzeugt und offenbar ihre Vermehrung mit den menschlichen Zellen hervorruft. Er nehme an, daß nunmehr die unmittelbare Ursache der Lungenkrankheit erkannt und somit eine Möglichkeit zu ihrer radikalen Bekämpfung gegeben sei.



# Verbandsleben



## Sprachverhöhnung durch die Bürokratie

Die folgende Betrachtung, die wir der Wiener Arbeiterzeitung entnehmen, sei besonders auch unserer Mitarbeiter sehr dringend empfohlen. Schriftleitung.

Jedes deutsche Wort kann ein Dutzend neuer Wörter geben, jeder deutsche Satz kann seine Formen wechseln, ohne den Sinn zu ändern. Und so werden in Deutschland täglich neue Wörter geprägt, neue Ausdrucksmöglichkeiten erprobt. Der „Expressionismus“ hat zum Beispiel hat wahre Organe mit der Sprache gefestigt, hat hundert und hundert Bastardwörter und sogar einige lebensfähige Wortweisen in die Welt gesetzt; ungleich produktiver jedoch als jede literarische Schule ist die deutsche Behörde. Kein Wort ist sicher, gerät es in ihre Gewalt; sie will sich nimmer erschöpfen und leeren, als sollte die Sprache noch eine Sprache gebären.

Das größte Unglück für die deutsche Sprache ist das „u n g“. Gabe es diese Silbe nicht, die man jedem Wort anhängen kann, ohne dabei die leiseste Vorsicht walten zu lassen — es wäre manches besser. Aber gerade in diese Silbe ist die deutsche Behörde verliebt: **Verbindung**, **Veränderung**, **Verbeamtung** — ja jedem Unfug ist dieses „ung“ bereit. Jeder deutsche Beamte würde sich schämen, diesen Menschen mit folgenden Worten in sein Amt zu bestellen: „Sie werden vorgeladen, um das und das zu tun.“ Er sagt: „Die Vorladung erfolgt, weils...“ Wozu wird man vorgeladen? Etwas, um nachzuweisen, wer man ist? Keineswegs: „weils Erbringung des Nachweises der Identität.“ Man wendet nicht an, man „bringt zur Anwendung“, man stimmt nicht ab, man „schreitet zur Abstimmung“ oder „die Abstimmung erfolgt“ oder „die Abstimmung geht vor sich“, man kann sich nicht selbst erhalten, sondern „man erlangt die Selbsterhaltungsfähigkeit“, und wenn ein Bewerber sich nicht bewährt, so „wird die Verwendung eines Bewerbers als nicht zufriedenstellend erkannt“. Wenn die Menschen in Gruppen stehen, „kommt es zu Gruppenbildungen“, worauf die Polizei nicht etwa verlangt, daß man sich legitimiere, sondern „zur Ausweisleistung verhält“, und wenn die Behörde spricht, „findet eine Verbehrdlichung der Sprache statt“.

Man bedient sich aber des „ung“ nicht nur, weils es die Sprache vollpumpt und aufbläht, sondern auch, weils es „Verbehrdlichung“ mancher Worte zu wunderlichem „Ung“ macht. Man leitet nicht nur den Bach in sein Bett, sondern auch „eine Amtshandlung in die Wege“, man „schreitet nicht nur die Treppe empor, sondern auch „zur Erledigung eines Amtes“. Mancher findet nicht nur ein neues Wort, sondern manches auch „Anwendung“, besonders wenn es eine Verordnung ist, und schließlich kann alles auf der Welt „erfolgen“ und „stattfinden“ — eine Eignung, eine Liebeserklärung, eine Revolution. Eine wortprahlende Behörde läßt mit diesen beiden Zeitwörtern für alle Zeiten aus. Freilich wäre das bittere Verleugern wir mühten zum Beispiel das schöne Wort „beinhaltet“ entbehren! „Beinhaltet“ hat nichts mit Wein zu tun und kann auch nicht im Sinne von „Damenhalten“ verwendet werden; es beinhaltet vielmehr das Wort „Inhalt“, zum Beispiel verdichten Gesehe nicht, sie „beinhaltet“ nur ein Verbot. Auch das schlichte Wort „aufweisen“ soll nicht verlorengehen; es ist zwar der reine Hochmut, aber man freut sich doch, wenn es irgendwo aufscheint. „Eich antworten“ ist auch nicht übel; daß die Behörde sprachlos macht, ist zu wenig, „sie wirkt sich in diesem Sinne aus“.

Der tiefe Abgrund der Nation, gerade gewachsenen Wörtern tut sich in tausend Wendungen kund: man bittet eine Behörde nicht um etwas, man „wird bei ihr bittlich“. Man sagt nicht: „Ein Urlaub wird nicht angerechnet“, sondern: Die Erteilung eines Urlaubs ist an die Bedingung der Nichtanrechnungsfähigkeit geknüpft.“ Man sagt nicht: „Er bleibt vier Jahre im Amt“, sondern: Die Amtsdauer beträgt vier Jahre und läuft dann ab.“ Man sagt nicht: „Die Strafe ist zu gering“, sondern: Die Strafe weist keine genügende Breite auf.“ Man sagt nicht: „Es ist verboten, Altes aus dem Schrank zu nehmen“, sondern: Die Entnahme von Altem aus dem Schrank ist verboten.“ Und schließlich: „Übersteigt die Zahl der Einwohner einer Stadt die Höhe von dreitausend“ — was nichts mit Lenzfeld zu tun hat, obwohl eine Höhe von dreitausend übersteigen wird, sondern schlicht und einfach bedeutet: Wenn in einer Stadt mehr als dreitausend Menschen wohnen...“

Es ist die Einteilung, möglichst geschwollen, gebunken, „widerhall“ zu sein, die sich da „auswirkt“, der Überglanz, die Obrigkeit müsse anders sprechen als der gemeine Mann, feister, geprügelter, feierlicher. Es ist zu gewöhnlich, wenn man sagt: „Mit seiner Funktion verliert der Beamte auch den Titel“, wie important aber klingt es so: „Mit der Entziehung der Funktion hat der Verlust des Titels einzutreten.“ „Graf Gott, tritt ein, bring Glück herein! Wobei nicht weniger „eintreten“ als „Ratstuden“ kann — eine Eignungswendung, ein glücklicher Zufall und ein schmerzlicher Verlust. Jede Behörde aber würde sich zu Tode zermürren, das Wortchen „und“ außer in den dringendsten Fällen und dann womöglich falsch zu gebrauchen; sie sagt daher nicht: „Die Fahrgänger und die Radfahrer dürfen den Weg nicht benutzen“, sondern: Die Fahrgänger beziehungsweise Radfahrer dürfen den Weg nicht benutzen.“ Sie sagt nicht: „Der Beamte und seine Stellung“, sondern: Der Beamte und die Stellung des Beamten.“ Und warum sie, wie sie heißt, es herge nicht „Dichtung und Wahrheit“, sondern: Dichtung beziehungsweise Wahrheit“, nicht „Der Einzige und sein Eigentum“, sondern: Der Einzige und das Eigentum desselben.“ Derselbe, beziehungsweise dasselbe sind ungeheuer beliebt: Einmal fragte ein Künstler einen Beamten, warum er, von zwei Mannern sprechend, folgende Formel wählte: Derselbe hat demselben nichts vorzusetzen, warum nicht: Er hat ihm nichts vorzusetzen“, worauf der Beamte erwiderte: „Aber dann wozu man ja nicht, von wem die Rede ist.“

Die Worte „weils“, „hauptsächlich“, „diesfalls“ sind allen genug bekannt; sie „schreien“ überall „auf“ und sind zum Loggen, aber man kann sie den deutschen Behörden nicht abgewöhnen. Da hat einmal ein Bundesratsmitglied, um sich von allen „dortigen“ Bundesratsmitgliedern zu unterscheiden, in einer Rede von einem „dortigen“ Bundesratsmitglied gesprochen; aber so darf man es gar nicht sein, er wird doch die deutsche Sprache verheeren.

Geradezu ergreifend aber ist ein Satz, der „beinhaltet“ wie der Adressat eines Briefes zu seinem Brief kommt: „Ist der Adressat eine einzelne Person, so erfolgt die Abgabe der Sendung an diese.“ Wobei die düstere Vermutung „aufscheint“, der Adressat könne am Ende doch wer anderer sein als die Person und die Sendung sei keineswegs demselben, sondern derselben beziehungsweise dieser zu übergeben. Aber die „amtsweilige“ Auslegung wird schon das Richtige in die Wege leiten. Und niemand wird der amtsweiligen Sprache auch nur das kleinste Zugeständnis abhandeln.

## Stahlwerk Becker

Eine hochgradige Kurzsichtigkeit

Die Vertreter der Angestellten des Stahlwerks Becker glauben dadurch, daß sie eine Kurzsichtigkeit von 15 vS auf sich nehmen, ihre Stellung zu halten. Das ist eine hochgradige Kurzsichtigkeit. So gut man die Beweggründe des Angebots verstehen kann, gutheißen darf man es nicht. Einzelne wären durch die Lohnkürzung für den Augenblick vor noch schlimmerem bewahrt, nach kurzer Zeit hätten sie selbst diese Einzelnen doppelt zu büßen. Die Gewerkschaften müssen sich dem Unterfangen nachdrücklich widersetzen.

Als kürzlich das „Klotzger“ der Hoch- und Sicherheitsbeden am deutschen Himmel schwabte, da wühlten die Bürgerblätter sich vor fiktiver Entrüstung nicht zu lassen, weil sie glaubten, daß für die Hochbeden ein Gehaltsabzug von ein paar Prozenten der Anfang ihres wirtschaftlichen Ruins sei. Wenn aber die Gewerkschaften dieses lächerlichen Lohnabbaugeschäfts nicht billigen, dann tun sie darüber sehr verwundert. Denn der Arbeiter! Na, der könnte doch! Was braucht so ein Kerl denn schon zum Leben! Er ist ja früher mit weniger auskommen! Aber was werden heute auch noch Arbeiter für Ansprüche ans Leben gestellt. Da haben es nun in Willich die Angestellten eingeschaut, daß es nicht mehr so weitergehen kann, und schon sind wieder diese vermaledeiten Gewerkschaften zur Stelle.

Die Frauen dieser Federischen Gelegenheiten werden es nun also wohl erleben müssen, daß ihre Männer mit dem Entlassungschein nach Hause kommen, weil der Betrieb eingeschränkt oder geschlossen wird. Was werden diese Frauen tun? Werden sie ihren Männern um die Hölle herif machen, werden sie Kurzsichtigkeit an den Tag legen oder werden sie Solidarität üben und sagen: gut, ich halte zu dir, wir wollen zusammenhalten!

Freilich, mit schwungvoller Rede und großartiger Handbewegung läßt sich auch der kleinste Kochtopf nicht füllen. Im leeren Widerstand gefunden, wenn nicht die Frauen sich tapfer auf die Seite ihrer Männer geschlagen haben. Klassenkampf und Wirtschaftskampf können nicht ohne Frauen ausgedacht werden. Sie sind durchaus nicht eine reine „Männerfrage“. Entscheidend wird es sein, wie die Frauen der Arbeitenden Stellung dazu nehmen: als Waffenträger und Kampfgenossen oder als Wischmaler und Sorgenbeutel.

Kurzsichtige Männer sind schon ein Hindernis im Wirtschaftskampf; aber kurzsichtige Frauen bewirken auch den weitestgehenden Ruin angestrebten an heimliche, persönliche Alltagsnot. Denn hinter der Frau und Mutter steht das Hauswesen, die Kinder und der Kochtopf, und das sind ihre Waffen. Wenn sie diese in Kurzsichtigkeit mit immer gegen den eigenen Mann gebraucht, so tut sie dem Unternehmer den allergrößten Gefallen, der nichts schmerzlicher wünscht, als daß aus der Kurzsichtigkeit eine Blindheit werden möge. Für solche Kurzsichtigkeit gibt es eine gute Waise, die man sich jedoch lieber nicht vom hübschen Fabrikanten verschreiben lassen sollte: die Gewerkschaftszeitung. Wer sich mit den notwendigen Tagesfragen beschäftigt und sein Gewerkschaftsblatt ständig liest, der mühte doch allmählich einen Weltblick bekommen, auch wenn er zwischen wirklich ganz engen Wänden haust.

Für die Frau ist das bitter nötig, denn sie verlornt sonst geistig. Sie übersteht die Rolle, die die eigene Familie spielt, sie untersteht die Abhängigkeit, in der wir vor den Dingen stehen, die außerhalb unserer hier Wände liegen. Wir Frauen werden niemals selbständig werden, wenn wir nicht die Zwischenräume, die Abstände in Augenblicken nehmen, die zwischen uns und dem Wirken anderer stehen. Wir müssen sehen lernen, was Männerwirken und Frauenwirken bedeutet. Dann werden wir allmählich uns mitverantwortlich fühlen lernen, werden den Klassenkampf begreifen, werden sehen lernen, daß gerade Klassenkampf nicht die blutige Sache zu sein braucht, als die sie von Parteipolitikern an die Wand gemalt wird. Dann aber werden wir auch erkennen lernen, daß er für uns nicht ausbleibt, wenn wir uns das Heil über die Ohren ziehen lassen von denen, die unsere Männern die Arbeitsbedingungen billieren.

## Georg Reichel 60 Jahre alt

Am 2. April feierte unser Verbandsvorsitzender Georg Reichel seinen 60. Geburtstag. Gemessen an seiner Tätigkeit und Ausdauer ist sein Geburtstag ein Fest. Reichel ist ein Mann, der sein Leben lang für die Interessen der Arbeiter gekämpft hat. Er hat eine langjährige Tätigkeit in der Gewerkschaften geleistet, die noch um einige Jahre Zugehörigkeit zum Leipziger Metallarbeiter-Verein verlängert werden, und 60 Jahre hauptamtlicher Funktion; solche Zahlen sind wirklich keine Alltagszahlen.

Georg Reichel ist in Niederstausitz in Bayern geboren, nachdem er die Hofkammer erlernt, ging er auf die Waise. In Leipzig lagte der Wandervertrieb. Dort herrschte damals im politischen Arbeiterleben das Sozialistengesetz stand noch in Wille. Männer wie Reichel und Vögel haben der Leipziger Arbeiterkraft Weg und Ziel. Der junge, aus seinem kühnen Frieden kommende Arbeiter nahm die neuen Lehren mit Begeisterung auf und stand bald mit in vorderster Reihe der Vorwärtsdringenden. Er büßte seinen Eifer auch mit einer Gefängnisstrafe wegen Überretzung des schützlichen Vereinsgesetzes. Seine Schenkarbeit sollte unserm Verband gelten. 1891 trat er dem Metallarbeiter-Verband bei. Schon 1895 war er als Vertreter der Leipziger Kurzsichtigkeit auf dem Verbandskongress in Regensburg, der auch der Leipziger als Vorstandsmitglied wählte. In dieser Eigenschaft machte er bis 1903, wo er dann von der Leipziger Gewerkschaft als zweiter Verbandsvorsitzender gewählt wurde. Dieses Amt übte er heute noch mit Fleiß und Geduld aus. Seit der hiesigen Legung des ADGB ist Reichel Vorstandsmitglied dieser Körperschaft, außerdem er vorher schon manches Jahr dem Bundesauswahlgang als Vertreter gewählter Verbandsvorsitzender. Eine Fülle von Wärdern und Verantwortung lastet auf seinem Rücken. Reichel hat Reichel, auch seine Pflicht in der Gewerkschaften Partei erfüllt und fand für seine Arbeit darin Anerkennung, daß er in den württembergischen Landtag gewählt wurde.

Georg Reichel ist gesund und frisch und hat sich noch manche Aufgaben für sein Leben gestellt. Der langen Reihe Gratulanten, die dem verdienten Kollegen die herzlichsten Wünsche darbrachten,

## Mitteilungen des Vorstandes

Telegrammadresse: Metallvorstand Stuttgart  
Telephon-Nummern S.-A. 628 41, 628 42, 628 40

Mit Sonntag dem 18. April ist der 16. Wochenbeitrag für die Zeit vom 13. bis 19. April 1930 fällig.

Die Erhebung von Extrabeiträgen wird nach § 6 Abs. 6 des Verbandsstatuts folgenden Verwaltungen in der angegebenen Höhe genehmigt:

Bezeichnung	Für die Mitglieder der Verbandsstelle				Beginn der Erhebung
	I	II	III	IV	
Mölla i. L.	10	10	—	—	16. Woch

Die Nichterhebung dieser Extrabeiträge hat Entziehung statutarischer Rechte zur Folge.

**Aufgeschossen werden nach § 22 des Statuts:**  
Auf Antrag der Verwaltungsstelle Berlin:  
Der Schlosser Fritz Kammerfeld, geb. am 1. Mai 1900 zu Berlin, Mitgliedsbuch Nr. 6788 007, nach § 23 Abs. 1a.

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Dresden:  
Alfred Weigelt, geb. am 28. Nov. 1887 zu Cositz, Mitgliedsbuch Nr. 6.004 866, wegen Schädigung der Verbandsinteressen.

**Geschlossen wurden:**  
Mitgliedsbuch Nr. 6.925 427, lautend auf den Vegerarbeiter Josef Wiedt, geb. am 9. August 1886 zu Reiferhof (Vohrau, Mitgliedsbuch Nr. 6.844 616, lautend auf den Maschinenbauer Otto Sieb, geb. am 12. April 1909 zu Wiltona (Hürtgen).  
Stuttgart, Mittelstraße 18. Der Verbandsvorstand

## Zur Beachtung! - Zuzug ist fernzubalten!

von Bananenschlagern nach Berlin (Westermann & Pader) D.; von Caroniern aller Branchen nach Basel S.; von Metallarbeitern nach St. Louis in Ober-Elsas (Sa. Erdbringer, Aluminium:abs.) D.

U = Lohnbewegung; D = Differenzen; v. St. = Streit in Stadt; St. = Streit; W = Währungsregelung; M = Mischstände; A = Auslieferung.

schließen auch wir uns an und wünschen, daß er noch manches Jahre in geistiger und körperlicher Frische für das Ideal wirken kann, dem er von frühester Jugend an genieht.

## Jubilare

Der Kollege Karl Kronshage feierte am 1. April sein 25jähriges Jubiläum als Angestellter des Verbandes. Wenn er heute Geschäftsführer in unserer Gesellschaft „Metallarbeiterheim“ ist und im Verbande selbst nicht mehr so hervortritt wie früher, so darf doch nicht vergessen werden, daß er es gewesen ist, der unter den schwierigsten Verhältnissen im wilden Westen Bresha in die Front der Gleichgültigkeit der Hüften- und Balgwerkerarbeit geschlagen hat. In den Verwaltungen Dortmund und Düsseldorf war es die Hauptaufgabe Kronshages, die Hüften- und Balgwerkerarbeit für die Organisation zu gewinnen. Es ist ihm auch im Laufe der Jahre gelungen, Erfolge zu erzielen. Leider ist infolge der politischen Auseinandersetzungen innerhalb der Arbeiterschaft vieles der geleisteten Aufbauarbeit wieder zerstört worden. Das war nicht Kronshages Schuld. Das kann weder seine bedeutende Arbeit noch sein Verdienst schmälern. Seinem Eifer und Pflichttreue sei heute bei seinem Jubiläum dankend gedacht. Dem schließen wir den Wunsch an, daß es ihm vergönnt sein möge, noch lange im Geschäft zu bleiben.

Am 29. März beging der Kollege Karl Müller, Nürnberg das 25jährige Jubiläum seiner Tätigkeit als Kassier der Verwaltungsstelle Nürnberg. Zahlreiche Kollegen waren versammelt, um den Jubilar zu feiern. Der Hauptkassier, Kollege Schäfer, überbrachte die Glückwünsche des Vorstandes. Alle Festteilnehmer einigten sich in dem Wunsch, daß der Kollege Müller noch lange Jahre seinem arbeitsreichen Amte vorstehen möge.

Zu einer Jubiläumsfeier hatte die Ortsverwaltung Tangermünde ihre Mitglieder nebst Angehörigen nach dem Waldschloß eingeladen. Zahlreich hatten diese dem Rufe Folge geleistet. Unter den sieben Jubilaren befinden sich noch Gründer der Verwaltungsstelle. Der Bevollmächtigte, Kollege Trintwedel, hielt die Verammlung willkommen. Kollege Langer von der Bezirksleitung in Halle hielt die Festrede in launiger Art. Er gedachte aber auch der Entbehrungen und Drangsalierungen, die unsere Ältern für die gewerkschaftliche Sache erduldet haben. Mit einem God auf den Verband, die Eiserne Internationale und die Jubilare schloß er. Sodann überreichte er den Jubilaren die Ehrenurkunde der Ortsverwaltung. Um die Aufgestaltung des gefälligen Feiertags hat sich in dankenswerter Weise der Jungmetallarbeitergruppe fand lebhaften Beifall. Ein Ball hielt die Teilnehmer bis zum frühen Morgen zusammen. Wenn wird sich jeder dieser gelungenen Feiertage erinnern.

## Rdam Vogt - fôrde

Mitten aus harter Arbeit herausgerissen, verstarb unvermittelt der Bevollmächtigte unserer Verwaltungsstelle Rôde i. W. der Kollege Rdam Vogt. Am 4. April stieg er in Charlotten Roden, um in das Land des ewigen Schwärmens hinüberzutreten. Ein arbeitsamer Mensch, ein aufopferungsvoller Verbandskollege ist von uns gegangen. Er hat nur ein Alter von 58 Jahren erreicht. Im Januar dieses Jahres konnte er sein 25jähriges Verbandsjubiläum feiern. Vogt, der in Castellum im Sauerland geboren war, arbeitete mit voller Überzeugung auf dem heimigen Boden des dortmündigen Bezirks für den Deutschen Metallarbeiter-Verband. Seine Jahre waren es für ihn, auch noch, als er im Jahre 1907 als Einzelner angestellt wurde. In diesem Amt wirkte er volle zehn Jahre. Im Krieg wurde er dann Agitationsbeamter, ein Amt, das in diesen Jahren nicht an den leichtesten zu rechnen war. Seit 1919 wirkt er als Bevollmächtigt in Rôde. Durch sein freundliches und entgegenkommendes Wesen erwarb er sich das volle Vertrauen seiner Kollegen. In den schwierigen Zeiten stand er an der Seite seiner Betriebsarbeiter und hat mit ihnen manchen Strauß gegen das herrschende Schwerkindurteil durchgeschlagen. Ein Arbeitsleben, aufgearbeitet und früh verbraucht, hat seinen Abschluß gefunden. Die Kollegen stehen in tiefer Trauer an der Pforte dieses proletarischen Führers. Sein Andenken wird gewahrt bleiben.

# Lastenausgleich in der Sozialversicherung

Die Erörterung der Sicherstellung der Arbeitslosen hat einen Lastenausgleich oder die Gefahrengemeinschaft unter Versicherungsträgern als einen Notanker erscheinen lassen. Der Gedanke ist (zunächst) wieder ausgegeben worden. Gleichwohl ist es von einigem Wert, sich einmal klarzumachen, was im solcher Lastenausgleich bedeutet.

Es kann zwischen Unfall- und Krankenversicherung vorzunehmen, daß gegenseitig Ertrag für Leistungen zu gewähren ist, die dem anderen Träger obgelegen hätten, aber eine Gefahrengemeinschaft oder ein Lastenausgleich ist das natürlich nicht. Zwischen der Invaliden- und der Krankenversicherung besteht nur die eine Verbindung, daß bei Heilverfahren die Invalidenversicherung berechnigt ist, das dem Kranken zustehende Krankengeld an sich zu ziehen und unmittelbar oder durch Vermittlung der Krankenkasse ein Hausgeld oder ein Taschengeld selbst zu zahlen. Dabei handelt es sich um recht erhebliche Beträge, beispielsweise im Jahre 1928 um 21 Millionen Mark bei einem Gesamtaufwand von 72 Millionen Mark für das gesamte Heilverfahren der Invalidenversicherung.

Im Verhältnis zwischen der Invaliden- und Angestelltenversicherung besteht ein besonderer Anlaß für einen Lastenausgleich. Die Invalidenversicherung muß an zahlreiche Rentnerleistungen gewähren, die nach der Errichtung der Angestelltenversicherung dieser hätte zugeteilt werden sollen, die aber schon vorher Ansprüche an die Invalidenversicherung hatten. Auch die lange Barzeit in der Angestelltenversicherung mit 10 Jahren, die sie bis vor kurzer Zeit bestand, hat bei den sogenannten Wanderversicherten eine neue Belastung der Invalidenversicherung bewirkt. Weiter ist auch die Gegenlosigkeit zwischen den Versicherungen nur sehr unvollkommen garantiert.

Die Invalidenversicherung besteht seit 1891, die Angestelltenversicherung erst seit 1913 und mit Rentenleistungen erst von 1923 an. Aus dieser verschiednen langen Zeit ergibt sich, daß die Invalidenversicherung sehr viel mehr an Steigerungsfähigkeit zu den Renten der Angestelltenversicherung zu leisten hat als umgekehrt. Endlich ist noch von großer Bedeutung, daß das Ruhegeld der Angestelltenversicherung schon mit 50 vH Erwerbshöhe erlangt werden kann und dazu die Steigerungsbeträge der Invalidenversicherung zu leisten sind, während bei der Invalidenversicherung selbst eine Rente erst mit mehr als zwei Drittel Erwerbshöhe fällig ist. Die gleiche Wirkung äußert sich bei den Witwenrenten, die bei der Angestelltenversicherung je 2 Witwe, bei der Invalidenversicherung aber nur die invalide gewordene der 65 Jahre alte Witwe erhält.

Zwischen den Trägern der Unfallversicherung besteht keinerlei Lastenausgleich. Was etwa bei fristiger Zugehörigkeit eines Betriebes und Benutzung einer Unfallversicherung irtümlich oder rechtswidrig bezogen wurde, ist von dem endgültig berechtigten Träger zu erweisen. Innerhalb der einzelnen Berufsgenossenschaften können aber Gefahrenklassen je nach der Zahl der Schwere der eintretenden Unfälle gebildet werden, wobei verständlich die Betriebe mit höherer Unfallgefahr auch zu höheren Leistungen herangezogen werden.

Ein ausgebildetes System einer Gefahrengemeinschaft besteht innerhalb der Träger der Invalidenversicherung. Ihr war von Anfang an nicht eigen. Von 1900 an wurden Teile des Vermögens in Gemeinlast und Sonderlast ausgeteilt, aber der mit einem festen Anteil an den selbst bewilligten Renten. Davon geblieben ist aber die Unterscheidung nach Alters- und Zuschußanstalten. Nach § 1405 der Reichsversicherungsordnung sind die den Versicherungsträgern zu leistenden Rentenzahlungen nach Maßgabe ihrer Beitragsannahmen im letzten Geschäftsjahr zu verteilen. Das hat die Wirkung, daß die Anstalten mit guten Einnahmen die Renten mit weniger guten decken müssen.

Nach der Abrechnung für 1923 gibt es nun 11 Alterszuschußanstalten, wogegen 31 solcher aus den Klassen der anderen mit mehr oder weniger Beiträgen zehren. Den Vogel schießt die Preußen ab, das von 33 Mill. Mk. Rentenlast aus der Reichskasse 10,6 Mill. Mk. an Reichszuschüssen und Reichszuschüssen und von den anderen Anstalten weitere 10 Mill. Mk.

bezieht, somit selbst nur 13 Mill. Mk. zu tragen hat. Daneben sind es besonders die anderen ostelbischen und die meisten bayerischen Anstalten, die sich ihre Renten aus den Lasten der Beitragsträger aus den Industriebetrieben decken lassen. Auf diese Weise belastet sind Berlin mit 20 Mill. Mk., Sachsen mit 10 Mill. Mk., Rheinprovinz und Westfalen mit je 9 Mill. Mk., Württemberg mit 5 Mill. Mk. und Baden und Hanjohädis mit je 3 Mill. Mk. Diese Art der Belastung kann auf die Dauer nicht bestehen bleiben, denn es zeigt sich, daß die Anstalten mit den größeren Zuschüssen den größeren Verwaltungsapparat haben, an der Spitze wieder Kreisen mit 85 A Unkosten auf 1000 A Einnahme gegen 35 A im Reichsdurchschnitt.

Wenn schon ein Lastenausgleich bei den Trägern der Invalidenversicherung, die unter den gleichen gesetzlichen Vorschriften stehen und die gleichen Aufgaben zu erfüllen haben, zu solchen Erscheinungen führt, dann ist das ein sehr deutliches Warnungssignal gegen eine allgemeine Gefahrengemeinschaft oder einen Lastenausgleich. Die Träger der übrigen Versicherungen können auf Grund der jahrzehntelangen Erfahrungen mit einiger Sicherheit ihre Belastung berechnen. Man kennt selbst in der Krankenversicherung bei Seuchen und Epidemien den Höchststand der Inanspruchnahme, weiß, daß Schwankungen zwischen 3 bis 6 vH eintreten können. Aber es sind Rechnungsgrundlagen vorhanden, die die Arbeitslosenversicherung nach der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens nicht haben kann. Der Übergang von der Erwerbslosenfürsorge mit der Prüfung der Bedürftigkeit auf die Arbeitslosenversicherung mit festem Rechtsanspruch ohne Bedürftigkeitsnachweis ist noch nicht vor so langer Zeit erfolgt, daß ein genügendes Überflüssigmaterial vorhanden wäre.

Ein großer Mangel der Gefahrengemeinschaft ist zweifellos auch der, daß die Unfallversicherung, die den direkten Beitragseinzug auf dem Wege der Umlage hat, davon ausgenommen sein sollte, obwohl die Wirtschaft durch die Ausbildung der Technik, Ersparnis an Arbeitskräften durch Rationalisierung zu der Mehrung der Arbeitslosen wesentlich beigetragen hat. Davon aber abgesehen ist die Lage der Invalidenversicherung keineswegs so, daß sie selbst gesichert wäre.

Nach den mehrfachen Berechnungen sollten die Beiträge in der gegenwärtigen Höhe nur ausreichen, um die Rentenlasten bis 1934 decken zu können und daß dann höhere Beiträge oder sonstige Einnahmen der Mangel ausgleichen sollten. Die ungünstige Wirtschaftslage und die Steigerung der Renten machen es wahrscheinlich, daß noch vor 1934 ein Fehlbetrag eintritt. Insbesondere sind die Anforderungen an dem Gesetz vom Juli 1929 weit höher, als angenommen wurde. Andererseits verfährt das Reich die der Invalidenversicherung aus Hilfsmitteln und sonstigen Quellen — Lohnsteuer — zugestrichenen Einnahmen so sehr, daß bei einem Teil der Anstalten bereits Einnahmestückungen des Heilverfahrens, der Wohlfahrtspflege und des Kleinwohnbaues eintreten mußten.

Wäre die Gefahrengemeinschaft unter Einbeziehung der Invalidenversicherung Gesetz geworden, dann bedeutete das eine direkte Gefährdung der Rentenzahlungen, auf die die nicht mehr arbeitsfähigen Arbeitsveteranen dringens angewiesen sind. Schon jetzt müssen 700 000 Rentner die Zuschüsse der Fürsorge beanspruchen. Es muß alles Vertrauen zum Gesetzgeber erschüttert werden, wenn nicht einmal die an sich anzureichenden Renten sichergestellt sind.

Es mag und soll einmal eine Zeit kommen, in der eine große allgemeine Sozialversicherung geschaffen wird, in der ein Lastenausgleich und eine Gefahrengemeinschaft besteht. Als Notmaßnahme kann sie unmöglich geschaffen werden, wenn nicht die Verlegenheiten der einen Versicherung auf die übrigen ausgedehnt werden wollen. Besser wäre es aber gewesen, wenn die Beunruhigung mit der überhöhten Gefahrengemeinschaft nicht erst in die Kreise der Versicherten getragen wäre, die ein Recht darauf haben, für ihre Beiträge den Schutz zu genießen, der das Mindestmaß einer Fürsorge darstellt und von dem wir zurzeit noch um einiges entfernt sind.

R. Fette

schafflichen Funktionen treten in der Verfassung Merkmale in den Vordergrund, die rein privatkapitalistischer Natur sind. Da sich der geistige Überbau eines Zentralismus aus seinem wirtschaftlichen Unterbau entwickelt, sind auch Wissenschaft, Justiz, Kirche, Schule, Kunst in diesem Sinne tätig.

Das ist die Verfassung des neuen Staates. Das Prinzip des Kompromisses mit bürgerlichen Gegnern kommt darin zum Ausdruck. Sie schließt auf der einen Seite mit den Einrichtungen des Staates das Privateigentum und bringt auf der anderen Seite demokratie. Dort die wichtigsten Machtmittel des Staates in den Händen der Kapitalisten — hier der Sieg des demokratischen Prinzips. Dort die Unantastbarkeit des Privateigentums an den Produktionsmitteln — hier die festgestellte Möglichkeit, in allen staatlichen Einrichtungen unserer Einfluss geltend zu machen.

Genau ein gewaltiger Schritt, der uns das Ziel näher bringt, aber eben nur ein Schritt. Zur Erörterung stand damals die Überleitung der Produktionsmittel in die Hände des Staates. Wir waren zu schwach, die Revolution hat diese Frage nicht gelöst. Somit ist sie nur ein Markstein im gesamten Revolutionsprozeß. Die Umwälzung, die die Überführung der Produktionsmittel in Staatsbesitz ermöglicht, sehr uns noch bevor. Sie ist unser Ziel! Die durch die letzte Umwälzung erzwungenen Mittel und Waffen der Demokratie, proletarische Organisationen und Parlamente, sind ungeheuer wichtig, ohne sie ist der Sieg überhaupt nicht denkbar, aber sie sind eingewürgelt in den Rahmen der Verfassung.

Wir haben den Rahmen dieser Kompromißverfassung mit arbeitertreudlichen Gehalt zu füllen. Wir haben in allen Einrichtungen Erkenntnisse zu sammeln, die proletarische Allgenugung werden müssen. Wir haben zu beweisen, daß wir in dieser Übergangszeit der Kräftegleichheit weniger träge sind als die Gegner. Die Fesseln der Verfassung werden für uns wachsend spürbar sein, wirtschaftliche Widerprüche werden diese Entwicklung fördern bis zu einem Zeitpunkt, da wir die Fesseln sprengen. Bis zu diesem Zeitpunkt haben wir zu lernen, zu werden und zu werden. Genau sind wir bis zu diesem Augenblick gewillt, Reformen durchzuführen, die der proletarischen Klasse dienen. Darüber hinaus aber wissen wir, daß wir uns mitten im Revolutionsprozeß befinden. Wir fördern wissend diesen Prozeß bis zur Überleitung der Produktionsmittel in die Hände der Gesellschaft und sind somit Revolutionäre.

## Flugblätterverteilung als sofortiger Entlassungsgrund eines Betriebsrats

ak. Da der Betriebsrat der Siemens-Schuckertwerke, Troso-Werk in Nürnberg, die Zustimmung zur Entlassung des Betriebsratsmitglieds P., das während der Arbeitszeit Flugblätter durch Niederlegung auf den Aborten des Werkes verteilt hatte, verweigerte, stellte die Firma beim Arbeitsgericht Nürnberg den Antrag, gemäß § 97 AOB die Zustimmung zur Kündigung zu erweisen. Arbeitsgericht Nürnberg und Reichsarbeitsgericht erließen auch durch Beschluß die fehlende Zustimmung, und zwar letzteres aus folgenden Gründen:

Das Arbeitsgericht hat für erwiesen erachtet, daß P. Flugblätter in den Aborträumen des Werkes niedergelegt hat. Das von dem Komitee zur Vorbereitung des Metallarbeiterkampfes unterzeichnete Flugblatt richtete sich gegen den Deutschen Metallarbeiter-Verband und enthielt die Aufforderung an die bayrische Metallarbeiterschaft, in allen Metallarbeiterbetrieben durch Abstimmung den Streik zu beschließen. Mit Recht hat das Arbeitsgericht in dem Verhalten des P. eine Zuwiderhandlung gegen die in dem Betriebe der Siemens-Schuckertwerke geltende Arbeitsordnung erblickt, wonach kein Arbeiter den ihm angewiesenen Arbeitsplatz, wenn es nicht durch seine Arbeit bedingt ist, verlassen darf und wonach die Verteilung von Flugblättern, gleich welcher Richtung, während der Arbeitszeit untersagt ist. Es hat erwogen, daß P. bereits früher einmal wegen einer ähnlichen Handlungsweise verwarnet worden sei, und daß an sich die Voraussetzungen des § 123 Biff. 3 AOB, die die Entlassung zur fristlosen Entlassung des Arbeiters berechtigen, gegeben seien. — Durch das in der Arbeitsordnung im Interesse der Aufrechterhaltung der Ordnung im Betriebe enthaltene Verbot der Flugblätterverteilung ist P. in der Ausübung seines durch Art. 118 der Reichsverfassung gewährtesten Rechts der freien Meinungsäußerung nicht beschränkt. Die Zustimmung des Arbeitsgerichts ist auch nicht etwa deshalb erteilt, weil er seine Meinung in irgendeiner Richtung geäußert hat, sondern nur deshalb, weil er durch die durch die Arbeitsordnung verbundene Verteilung von Flugblättern den sich aus dem Arbeitsvertrage ergebenden Pflichten widergehandelt hat (RAG N. B. 45/29).

## Die unwürdigen Einkommensverhältnisse der Landarbeiter

Eine im Reichsarbeitsblatt veröffentlichte Untersuchung des Reichsversicherungsamtes über die Jahresverdienste der Land- und Forstarbeiter nach dem Stand vom 1. Januar 1930 zeigt wieder einmal mit grauenvoller Deutlichkeit den Tiefstand der ländlichen Löhne. In Bayern beträgt der Jahresverdienst des männlichen erwachsenen Arbeiters (lands- und forstwirtschaftliche Arbeiter über 21 Jahre) 600 A, der der Arbeiterinnen sogar nur 552 A, bei jugendlichen Arbeitern von 16 bis 21 Jahren 631 und 400 A. Das gleiche Bild mit nur geringfügigen Änderungen ergibt sich für Mecklenburg und Ostpreußen. Selbst in Baden zeigten nur in wenigen Bezirken die Jahresverdienste für die männlichen erwachsenen Arbeiter über 1000 A hinaus (Stadtbezirk Heidelberg, Karlsruhe, Baden-Baden, Freiburg usw. 1242 A, Stadtbezirk Sigen, Konstanz, Weingarten usw. 1074 A), während sie für die übrigen jugendlichen männlichen und weiblichen Arbeiter ähnlich wie in Bayern ausfielen. In Westfalen, Preußen, im norddeutschen Bezirk mit zahlreichen Landarbeiterverhältnissen war durchschnittliche Jahreslöhne von 1200 A für erwachsene männliche, von 693 A für weibliche erwachsene Arbeiter, von 818 und 644 A für männliche und weibliche Jugendlichen von 16 bis 21 Jahren und 627 A für 14- bis 16-jährige und 106 A für in der Landwirtschaft beschäftigte Kinder unter 14 Jahren. Der Gehalt der ländlichen von den städtischen Löhnen bleibt also auch in diesem Wirtschaftsjahr weit zurückgefallen und damit natürlich zugleich alle jene Ökonomie, die immer wieder der Landwirtschaft und der Überleitung der ländlichen Arbeitskräfte neue Nahrung geben.

## Die Facharbeiterlöhne in der Chemiedustrie liegen unter Durchschnitt

In der Reihe der Lohnverhältnisse, die das Statistische Reichsamt durchgeführte, liegen nunmehr die teilweise sehr aufschreckenden Ergebnisse über die deutsche Eisenindustrie vor. Der Ertrag warde zurade gelegt 35 Betriebe mit 50 241 Metallarbeitern, deren Lohnverhältnisse nach dem Stand vom Oktober 1928 ermittelt wurden. Das wichtigste Ergebnis dieser Untersuchungen dürfte in der Feststellung zu erblicken sein, daß gegen die Verhältnisse der Facharbeiter und angelernten Arbeiter in der realen Kaufkraft ihre Stützlinie im durchschnittlichen Zweigen der Eisenindustrie erheblich hinter den Reichsdurchschnitt zurückgefallen. Auch wenn die Löhne für Eisenarbeiter und Schmiedearbeiter nicht von den Löhnen abgezogen werden, erweist sich, daß der Facharbeiterverdienst bei den Stahlwerken im Durchschnitt um 16 vH bei den Walzwerken um 11 vH, bei den Eisenwarenherstellern um 5 vH und bei den Hochöfenwerken um 3 vH gegenüber der Vorkriegszeit zurückgefallen. Absolut waren die durchschnittlichen Stundenverdienste der Facharbeiter bei den Stahlwerken höher als in den Hochöfenwerken, in den Walzwerken- und Eisenwarenwerken wiederum höher als in den Stahlwerken.

# Wir „Reformisten“

Der Gegensatz zur Sozialreform ist die soziale Revolution. Der Begriff Reform wird rascher verständlich, wenn man sich zunächst über die Frage klar wird: Was ist soziale Revolution?

Karl Marx bezeichnet als soziale Revolution „... eine langsame oder raschere Umwälzung des ganzen ungeheuren juristischen und politischen Überbaues der Gesellschaft, die aus der Veränderung der ökonomischen Grundlagen hervorgeht.“ — Kautsky faßt den Begriff enger. Er hält nicht jede Umwälzung des gesellschaftlichen Überbaues für eine Revolution, sondern unterscheidet Form und Methode der Umwälzung. Die Form der Revolution und die Methode der sozialen Reform. Beide unterscheiden sich zum nicht etwa dadurch, daß in einem Falle Gewalt angewendet wird und im anderen Falle nicht. Auch die Art der Gewaltanwendung spielt dabei keine Rolle. Das Entscheidende zwischen beiden ist, daß die Revolution begleitet ist von der politischen Machtübergreifung einer bisher unterdrückten Klasse. Alle Maßnahmen also, die dahin zielen, den Überbau der Gesellschaft (Wissenschaft, Glaube, Recht, Moral, Kunst) den veränderten wirtschaftlichen Bedingungen anzupassen, sind Reformen, wenn sie von einer Klasse durchgeführt werden, die bisher zu den herrschenden gehörte. Derselben Maßnahmen gegenüber sind Zeichen einer Revolution, wenn sie von einer bisher beherrschten Klasse durchgeführt werden, die alle wirtschaftlichen und politischen Fesseln sprengt, indem sie den Staatsapparat erobert. Jeder, der sich bekümmert zur unbedingten Notwendigkeit der Eroberung der Staatsgewalt, ist Revolutionär, auch wenn er bis zu diesem Zeitpunkt noch in das Mittel der Zweckmäßigkeitssphäre benutzt, um soziale Reformen zu erreichen.

Eine soziale Revolution ist eine gesellschaftliche Umwälzung, die begleitet ist von der politischen Machtübergreifung durch eine bisher unterdrückte Klasse zum Zwecke der Umgestaltung der Gesellschaft in ihrem Sinne. Daraus sehen wir, daß eine Reform mit den Belangen der unterdrückten Klasse durchaus verträglich ist. Niemals aber eine Revolution. Sie bedeutet in jedem Falle ihren Sturz. Denn aber, daß die Herrschenden von jetzt beherrscht waren, den Begriff der Revolution anzubiegen, zu verwickeln und ihn möglichst ganz hinwegzurufen. Dabei bederete man sich zu be-

stimmten Zeiten verschiedener Mittel. Solange der menschliche Geist von den Pfaffen und ihrer Lehre beherrscht wurde, galt die Revolution als länderhafte Auflehnung gegen die gottgewollte Ordnung. Als dann die theologische Denkweise der juristischen Weichen mußte, versuchten die Rechtskundigen im Dienste der Herrschenden die Revolution als einen gewaltsamen Bruch des überlieferten historischen Rechtsordnung hinzustellen. Der juristischen Denkweise folgte die naturwissenschaftliche, die schließlich die herrschende Klasse zu diesem Zwecke nutzbar machte.

Soziale Reformen in unserem hier entwickelten Sinne gibt es in vorkapitalistischer Zeit nicht. Die soziale Revolution ist eine Begleiterscheinung der kapitalistischen Periode. Sie durch gesteigerten wirtschaftlichen Machtmittel, verbunden mit der Entwicklung moderner Waffentechnik, ließen den neuen kapitalistischen Staat zu einem bisher nie gekannten Herrschaftsmittel werden. Diese Tatsache erzeugte die wachsende Erkenntnis, daß es nur noch möglich ist, Änderungen zum Vorteil der beherrschten Klasse vorzunehmen durch die Eroberung des Staatsapparates, durch eine soziale Revolution. So unterscheidet sich die vorkapitalistische von der kapitalistischen Periode. Dort keine, wilde, lokale, kräftezerrende Rebellionen — hier ein wachsend bewußter, organisierter, auf ein großes gesellschaftliches Ziel gerichteter Kampf, begleitet von wissenschaftlich-kritischer Beobachtung. Hier fehlende, aber tiefgehende soziale Revolutionen — dort eine Menge geringfügiger Reformen unter Aufwand riesiger Kräfte.

Wie sieht es nun in unserer Zeit mit unserer Staat? Wir haben den Krieg als Folgeerscheinung des hochentwickelten Kapitalismus erlebt. Wir haben erlebt, wie sich die Klassen gegenüber mit der Dauer des Krieges prägten, wie sie sich in der Revolution entzünden und wie einer der gewaltigsten Staatsapparate zerstückelt wurde. Das Ergebnis der Revolution ist in der Weimarer Verfassung verankert. Sie ist der Ausdruck der Kräfteverhältnisse der Klassen nach den Novembertagen.

Die Weimarer Verfassung dient hinsichtlich der wichtigsten wirtschaftlichen Grundlagen des Staates dem Fortschritt. Sie sichert das Erbrecht, die Nutzung an Grund und Boden, die Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft usw. im Sinne des bürgerlichen Eigentumsbegriffes. Produktionsmittel und Produktionskräfte liegen also durch den Staat geschützt in der Händen der kapitalistischen Klasse. Auch hinsichtlich der gesell-

